

**Gertrud von den Brincken**  
**Halt beschützend über mir die Hand**  
Frühe Gedichte (1911–1927)

herausgegeben von  
Iris von Gottberg



---

V E R L A G  
WINFRIED JENIOR

*Gertrud von den Brincken*  
Halt beschützend über mir die Hand

---

V E R L A G  
WINFRIED JENIOR

*Gertrud von den Brincken*

**Gesamtauswahl der Lyrik  
aus sieben Jahrzehnten  
in vier Bänden**

herausgegeben von  
Iris von Gottberg

Band I:

**Halt beschützend über mir die Hand**  
Frühe Gedichte (1911–1927)

Band II:

**Durch die Lande geht ein großes Raunen**  
Balladen und lyrische Zyklen (1917–1942)

Band III:

**Doch auch ein Wort kann viel sein**  
Gedichte aus der Wanderschaft (1928–1958)

Band IV:

**Was ich noch sagen wollte**  
Späte Gedichte und zweistimmige Lyrik (1959–1982)

---

V E R L A G  
WINFRIED JENIOR

*Gertrud von den Brincken*

**Halt beschützend über mir die Hand**  
Frühe Gedichte (1911–1927)

herausgegeben von  
Iris von Gottberg

---

V E R L A G  
WINFRIED JENIOR

Gefördert vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien  
aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages  
sowie mit freundlicher Unterstützung  
der Vereinigten Kurländischen Stiftungen

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek:  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie.  
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar

Copyright © 2011 bei Verlag Winfried Jenior  
Lassallestraße 15, D-34119 Kassel  
Tel.: 0561 - 7391621, Fax: 0561 - 774148,  
[www.jenior.de](http://www.jenior.de) e-mail: [jenior@aol.com](mailto:jenior@aol.com)

ISBN 978-3-934377-12-7  
Printed in Germany

## Inhalt

Wer nicht das Dunkel kennt Jugendgedichte (1911, 1927 <sup>2</sup> )	9
Lieder und Balladen (1917, 1919 <sup>2</sup> , 1926 <sup>3</sup> )	25
Aus Tag und Traum Balladen und Lieder (1920, 1927 <sup>2</sup> )	47
Schritte... Neue Lieder und Balladen (1924, 1927 <sup>2</sup> )	73
Das Heimwehbuch Blätter vom Baltischen Baum (1926, 1929 <sup>2/3</sup> )	101
Daß wir uns trennen mußten (überwiegend aus den 20er Jahren, 1975)	135
Nachwort von Iris von Gottberg Gertrud von den Brincken – Ein biographischer Abriss Zur vierbändigen Gesamtauswahl der Lyrik	193 196
Siglen der Lyrikbände Bibliographie des Gesamtwerks Hinweise auf Sekundärliteratur	199 202
Detailliertes Inhaltsverzeichnis	204









Wer nicht das Dunkel kennt  
Jugendgedichte  
(1911, <sup>2</sup>1927)



*Ob man das kann*

Ob man das kann?: In Träumen Tempel gründen,  
Paläste bauen aus Carraras Stein –  
aus den Palästen Herrscherworte künden  
und in den Tempeln hohe Kerzen zünden –  
und dann – noch heiß von diesem Kerzenschein,

Erwachend sich an das Erschaffen wagen,  
anfänglich folgend jener Träume Spur,  
verwegen Stein auf Stein zusammentragen –  
und dann erkennen nach durchglühten Tagen:  
kein Turm ersteht, nein, eine Hütte nur.

Ob man das kann: nachdem das Herz vergeben  
an Säulenhöhe und an Tempellicht,  
noch weiter an der Hütte bau'n und streben,  
sie zu vollenden? – Ja, vielleicht. Doch leben –  
in dieser Hütte leben kann man nicht.

[1, 1<sup>2</sup>, 2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>, 9]

*Meine Heimat ist in stillen Wäldern*

Meine Heimat ist in tiefen, stillen  
Wäldern, die kein Menschenfuß betrat,  
wo die Bäume raunen wie Sibyllen,  
unauffindbar sich verliert mein Pfad.

Meine Heimat ist in tiefen, grünen  
Wäldern, wo die Philomele klagt –  
wo ich weinen kann und meine kühnen  
Träume träumen – und mich niemand fragt.

[1, 1<sup>2</sup>, 2, 2<sup>2</sup>]

*Wunsch*

Ich wünsche dir Ikaros' Sehnen,  
doch Flügel, die nicht du versengst.  
Ich wünsche dir Flammen, mit denen  
du Fesseln und Vesten sprengst!

Ich wünsche: du glaubst nicht vergebens,  
dass Sehnsucht und Kampf sich verlohnt –  
und glaubst, dass das Glück dieses Lebens  
hoch über der Erde wohnt!

[1, 1<sup>2</sup>]

*So sind wir*

So sind wir – dass nie wir's verstanden,  
wenn lächelnd das Glück nach uns frug.  
Wir wünschten es lachend und fanden  
sein Lächeln für uns nicht genug.

So sind wir – dass trübe wir sannen,  
nicht sehend als einmal es kam,  
– und erst zu begreifen begannen,  
als auf ewig es Abschied nahm ...

[1]

*Meine Welt*

Einst glaubte ich, in frühen Kindheitsschauen,  
– und lange blieb mein töricht Herz dabei –  
dass ferne dort, bei jenen hohen, blauen  
Gebirgen diese Welt zu Ende sei.

Und später in erwachtem Jugendsehnen,  
nach Leben dürstend und zum Kampf gesinnt,  
da glaubte ich, dass drüben hinter jenen  
fernblauen Bergen erst die Welt beginnt. –

Dann traf ich dich, – und siehe es erwachte  
mein Kinderglaube wenn du bei mir bist.  
Doch weilst du fern, denk ich wie einst ich dachte,  
... dass meine Welt in blauer Ferne ist ...

[1, 1<sup>2</sup>]



*Weggenossen*

Weggenossen müssen wir uns nennen,  
die das gleiche Schicksal erdwärts schlug.  
Wege zieh'n wir, ohne sie zu kennen,  
Freunde suchend, die uns nicht genug.

Sternen folgend, die uns Götterzeichen,  
geh'n bergauf, bergab wir, steh'n nicht still;  
geh'n wir, ohne uns die Hand zu reichen,  
wenn der Eine einmal straucheln will.

Gleicher Mühsal müssen wir uns fügen,  
und der Eine schilt den Andern: Tor!  
– Und die gleichen Nebelschleier lügen  
unsern Augen ihre Märchen vor.

– Und so zieh'n wir auf den gleichen Pfaden,  
mit der gleichen Sehnsucht, die uns treibt,  
– Weggenossen, doch nicht Kameraden –  
bis der Eine einmal liegen bleibt ...

[1, 1<sup>2</sup>]

*Die Sage von Dödmanns Ören*

Durch das Dunkel über'm Ozeane  
kann ein Fischer, der in seinem Kahne  
einsam wacht,  
hoch im Norden, bei den Dödmanns Ören,  
Hilferufe wie von Menschen hören,  
durch die Nacht.

Angstzerrissen jene Rufe gellen  
weithinüber, wo die Eismeerwellen  
kalt und still.  
Walfischfänger, aufgeschreckt im Jagen,  
hören schluchzend sie herüber klagen,  
bang und schrill.

– Und die Sage kündigt: Wo im Norden,  
Tages Lust und Hasten still geworden,  
wenn man wacht,  
ist am Strand vom Eiland Dödmanns Ören  
laut der Notschrei unsrer Welt zu hören  
durch die Nacht ...

[1, 1<sup>2</sup>]

*Wenn du nur manchmal an mich denken willst*

Wenn du nur manchmal noch an mich gedächtest,  
ob fern auch, meiner dich erinnern möchtest,  
so wollt' ich wunschlos – wollt' ich stille sein;  
Wusst' ich: vielleicht einmal in fernen Tagen,  
wenn um dein Haus des Märzwinds Chöre klagen  
in wilder Ohnmacht – dann gedenkst du mein.

Vielleicht einmal in späten Sommerzeiten,  
wenn nächtlich aus den wolkenlosen Weiten  
Sternschnuppenfall die Welt zu zünden scheint ...  
vielleicht einmal, wenn durch die abendfeuchten  
Gebüsche irrluchtblaue Käfer leuchten ...  
versteckt im Dämmern eine Quelle weint ... –

Ach, denke nicht, mein Wunsch sei zu vermessen,  
wie bald ist, wer uns früh begrüßt, vergessen!  
– Denn siehe: wenn du meinen Wunsch erfüllst,  
und dies zu wissen mir das Leben gönnte,  
ich glaube, dass ich leichter leben könnte,  
... wenn du nur manchmal an mich denken willst ...

[1, 1<sup>2</sup>]

*Talitha Kumi*

Mir wird so wohl, so wohl! Ich glaub du sahst,  
Freund Tod, mein Leid. Dich jammert es, du nahst.  
Der Klang von Schritten tönt von draußen her,  
durch unsre Gasse, die so menschenleer.  
– Geh nicht vorüber! Nimm mir meinen Gram!  
Jung bin ich zwar, doch schon so flügelahm.

Du nahst, – ich fühl es wohl, dass du es bist  
und meine Seele im Entschlummern ist.  
Zeit wird es, dass sie endlich Frieden hätt',  
war sie doch, gleich dem See Genezareth,  
von wilden Stürmen bis zum Grund bewegt  
– auch er hat nun zur Ruhe sich gelegt. –

Die Tränen, die im Leben ich geweint ...  
mein ganzes Leben mir entrückt erscheint.  
Um was ich litt, mir wie im Traum entflieht,  
so auch dein Bild du schöner Ismaelith,  
und deine dunklen Augen – fremd und weit  
– erlöst von dir, du meines Lebens Leid!

Mich hält nichts mehr, bald lieg ich kalt und stumm  
auf einem Friedhof bei Kapernaum.  
Dort will ich ruh'n; nur das ist Friedensstatt,  
wo meine Seele kein Erinnern hat.  
Still ist der Ort, kein Mensch sucht seine Näh,  
und unten schlummert Galiläas See. –

Mich hält nichts mehr; nicht mehr des Werktags Tun,  
auch Sabbaths Ruhe bin ich müde nun.  
Denn einem Herzen, das so Schweres trug  
scheint Salems Tempel selbst nicht still genug.  
Komm Tod! bereite mir das letzte Bett,  
sei gnädig, wie der Herr aus Nazareth! –

... Wie wird mir plötzlich? Bin ich denn erwacht  
aus sel'gem Traum in eine schwarze Nacht?  
Wer nimmt mir Armen letzten Trostes Schein?  
Wer ruft so laut: „Erwache Mägdelein!“ –  
Wer spricht von Pflicht, da ich nur wein um Ruh?  
Wer ist so grausam? – – Nazarener! – Du? ...

[1, 1<sup>2</sup>, 2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>]

*Ich möchte nicht im Frühling sterben müssen*

Ich möchte nicht im Frühling sterben müssen,  
wenn meine Fenster in die Sonne seh'n,  
wenn alle Keime sich voll Wunder wissen,  
sich durstig trinken an den Sonnenküssen  
und an der Winde ahnungssüßem Weh'n.

Ich möchte nicht im Frühling Abschied nehmen,  
weil sonst mein Sehnen Erdensehnen bleibt;  
wenn dann zu mir des Jenseits Boten kämen,  
sie dünkten mir nicht Strahlen, nein wie Schemen;  
mir blieb ein Heimweh, das zur Erde treibt.

Ich möchte erst die Schleier seh'n zerrissen  
– das Ungeschaute gönnt uns Ruhe nicht –  
und aller Keime Blütenschicksal wissen ...  
Ich möchte nicht im Frühling sterben müssen,  
weil unsre Erde dann zuviel verspricht. –

[1, 1<sup>2</sup>, 2, 2<sup>2</sup>]

*Blütenreiche Höhen gibt es*

Blütenreiche Höhen gibt es,  
die ein Traum dir manchmal zeigt.  
– Deine Straße kehrt zur Seite,  
eh sie jene Pracht ersteigt. –

Inhaltstiefe Worte gibt es,  
Antwort deiner Fragen Qual.  
Worte, die für dich gesprochen,  
und du hörst sie nicht einmal.

Wundervolle Sterne gibt es,  
– Frieden spendend winkt ihr Licht –  
die in fernen Himmeln leuchten,  
deinen Nächten aber nicht. –

Menschen gibt es, – hin zu denen  
sehnd du in Träumen irrst;  
– Menschen, denen du im Leben  
nimmermehr begegnen wirst ...

[1, 1<sup>2</sup>]

*Ein Ziel muss sein*

Es muss doch eine Stunde endlich schlagen,  
die unsrem Wandern ward als Schluss bestimmt;  
– ob sie das Leid von *eines* Daseins Tagen,  
– ob sie das Joch, das mühsam wir getragen  
durch *viele* Leben, – gnädig von uns nimmt.

Es gibt kein Pilgern, so kein Ziel verheißen,  
wenn es vielleicht auch heut noch nicht in Sicht;  
– ob einst Nirwanas Ruhe wir genießen,  
– die goldnen Tore Salems sich erschließen;  
– ein Ziel muss sein, sonst pilgerten wir nicht!

[1, 1<sup>2</sup>]





Lieder und Balladen  
(1917, <sup>2</sup>1919, <sup>3</sup>1926)



*So war's zu Hause*

So war's zu Hause, wenn der Abend kam:  
die braunen Laden schlossen vor den Scheiben,  
und matt nur noch, wie ausgeweinter Gram,  
klang durch die Stille fernes Wettertreiben.

In alle Stuben, alle Ecken tief  
floss Lampenschein und sang die Glut der Scheite,  
und wenn uns Kinder dann der Schlummer rief,  
gab uns das Leuchten in den Traum Geleite.

Und Frieden fand, wer tags ein Leid erfuhr,  
wer weh sich tat und wer sein Kleid zerrissen,  
– und tröstend atmete die alte Uhr  
im Kinderzimmer über unsre Kissen.

... Die alte Uhr – weiß Gott, wo sie jetzt steht ...  
Ich wollt, ich könnte, mich durch Nacht und Regen  
hinfindend, lauschen wie ihr Atem geht ...  
Ich wollt, ich könnte mich dann schlafen legen. –

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>]

### *Künstler*

Wir sind voll Träume, die nicht Sünde kennen,  
und suchen Wege voller Licht und Wind,  
und unsre Augen, unsre Lippen brennen,  
– doch unsre Lippen können Worte nennen,  
die kühl wie Lieder ferner Eden sind!

Wir sind voll Träume, die nicht Treue fassen,  
die, wie der Schneezeit wilde Stürme zieh'n,  
– die Schönen um die Schöneren verlassen,  
und doch – bis unsre heißen Lippen blassen,  
vor Treue, wie Altären opfernd, knien!

Wir sind voll Träume, die ums Leben werben,  
und unsre Herzen sind so heiß und wild,  
so heiß und wild in ihrem harten, herben  
weltfernen Traum, – dass sie um Liebe sterben,  
die einem andern keine Träne gilt!

Wir sind voll Träume, die den Abgrund suchen,  
und brecht ihr drohend über uns den Stab,  
– wir sind voll Lachen über euer Fluchen,  
und werden jauchzend immer weiter suchen,  
bis uns der Abgrund eine Blüte gab!

Wir sind voll Träume, die uns Sieger heißen,  
und unsre Augen blicken tief und weit, –  
und glauben doch dem trügerischen Gleißeln  
und werfen hin um einer lebensheißen  
Sekunde willen unsre Seligkeit!

Wir sind voll Träume, die zur Sonne drängen,  
wir sehen uns, in stolzer Sturmbegier,  
durch Blitze wandern ohne zu versengen, –  
und wissen nicht, dass wir am Boden hängen,  
die irdischsten der Erdenkinder wir!

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>, 3]

*Wenn wir so wären*

Wenn wir so wären, wie ihr uns wollt,  
wie in Tempelgewölben das Ampelgold,  
geklärt und gehütet vor frevelndem Blick,  
den Sünden so fremd wie dem Menschengeschick,  
die Düfte nicht kennend, die lodernd weh'n,  
wenn die weißen Nächte durchs Fenster seh'n –

Wir würden, wenn fahl unser Leben verglomm,  
wie Märtyrer sterben – sehr still und sehr fromm,  
geopfert an prunkendem Hochaltar  
dem Schicksal, das lastend und – nutzlos war!

Wir würden, wenn flammend die Sterne flirr'n,  
mit leeren Augen und klarer Stirn  
uns ewigem Schlummer in Klöstern weih'n,  
zu Heiligen werden – sehr kühl und sehr rein;  
– gesalbte Leichen mit strengem Gesicht –  
– – zu Dichtern aber würden wir nicht! – –

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>]

*Er war ein Dichter*

Er war ein Dichter und er war krank  
– krank sein ist Hunger leiden.  
Er ging, wenn der Abend im Teich versank,  
im Traume nach Malwas Weiden.

Er kämpfte um Gootis Felsennest  
mit Holkars urwildem Stamme,  
er zündete jauchzendem Siegesfest  
hoch über den Küsten die Flamme.

Durch tausend Dörfer aus Bambusholz,  
durchs grünende Reisfeld Tanjore  
trug herrisch sein Ross ihn und königstolz  
zum uneinnehmbarsten Tore ...

Er war ein Dichter und er war krank  
– krank sein ist Fremdling werden.  
Sie war so jung und so gertenschlank  
und war zu Hause auf Erden.

Und sie lachte, wenn er in Liedern sprach  
und alte Legenden sie lehrte,  
und ihr Lotos aus flüsternden Quellen brach,  
weil sie lebende Blüten beehrte.

Und sie grollte und wollte umworben sein  
wie die andern mit Schmeicheln und Kosen,  
und sie fühlte die Glut nicht vom Glorienschein  
gewoben aus Herzblutrosen.

Er war ein Dichter und er war krank  
– krank sein ist dursten müssen.  
Es kam ein Sommer so heiß und lang,  
und das Schilfrohr wuchs auf aus den Flüssen.

Und wie er dem Sommer ins Feuer sah,  
so wissend, wie Dichter nur sehen,  
da war ihm, es wäre die Stunde nah,  
um rein aus den Gluten zu gehen.

.... Der Nächte sternkühler Lethetrank  
mög' nimmer, was reif nicht, gefährden!  
Er war ein Dichter und er war krank,  
– krank sein ist heilig werden ....

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>]



*Tantaliden*

Wohl weiß ich von flatternden Blüten,  
die jubelnd ihr Leben verloht;  
wohl weiß ich von Flammendurchglühten  
in stürmelos sterbender Not.

Und selig das junge Verlangen,  
das wild in die Winde sich warf;  
unselig das pulsende Prangen,  
das nichts verschenken darf!

-----

Ich muss meine Seele halten  
gefangen, sonst gibt sie sich dar,  
– ich muss meine Hände falten,  
sonst streicheln sie über dein Haar ...

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>, 3]

*Bitte*

Du sollst vor mir selbst mich beschützen,  
denn wiss', meine Träume sind heiß.  
Ihr Atem wird ganz mich versehren,  
wenn keiner zu löschen sie weiß!

Du sollst mir, wenn jauchzend wir stürmen  
ins Leben, ein Hüter sein,  
und – leg mir die Hand auf die Augen,  
wenn allzu lodernd ihr Schein! –

Du sollst vor dir selbst mich beschützen,  
denn wisse, wie schutzlos ich bin:  
Ich gäbe mit lachenden Lippen  
dir Seele und Seligkeit hin ...

Und – wenn dir in glimmende Blicke  
begehrlichstes Wünschen trat,  
dann – leg mir die Hand auf die Augen,  
wie Amor es Psyche tat!

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>, 3]

*Wer sagt es mir*

Ob dein Herz noch weich, oder starr wie Stahl  
geworden in Sturm und Sterben?  
Trägst du noch Jubel wie dazumal  
wenn die Rosen den Rasen färben?

Ob du zu lächeln so warm noch weißt  
in seligem Lusterwachen,  
ob noch Leuchten in deinen Augen gleißt,  
oder Funken wie Hass sie entfachen?

Ob du auf stillem Patrouillenritt  
betest zum sternhohen Gotte,  
oder so tief deine Seele litt,  
dass dein Beten zu Fluch ward und Spotte?

Ob du noch Träume und Frieden hast,  
ruhend an schwelendem Feuer;  
oder erzählst du zur Biwackrast  
brausende Abenteuer?

Ob heimwehmüde und wandermatt  
birgst heimlich du brennende Wunden?  
– Ob die Stadt wohl schöne Mädchen hat  
wo du Quartier gefunden? –

[2, 2<sup>2</sup>]

*Kein Brief von dir*

Kein Brief von dir! Der Bote geht vorüber,  
ersteigt die Stufen nicht zu unserm Haus.  
Auf einmal brennen alle Lampen trüber  
und alle Dinge schauen kälter aus.

Du schriebs mir nicht – – Ich nehm' ein Buch, will lesen,  
mich zu zerstreun, doch blättre nur zerstreut – –  
Warst du beschäftigt? Bist du krank gewesen?  
Ach Gott, am Ende liegst du krank noch heut!

Du schriebs mir nicht – Ein Stern blickt durch die Scheiben,  
unsagbar fern, unsagbar fern wie du!  
Ist alles Sein ein Ohne-Antwort-bleiben,  
treibt alle Liebe Uferlosem zu?

Die Wanduhr schlägt. Mit ihren immerwachen  
see grauen Augen sieht die Angst mich an – – –  
So einsam kann uns auf der Welt nur machen  
der Mensch, der tiefstens uns besel'gen kann!

[2<sup>3</sup>]

*Dass nichts sich halten lässt*

Dass nichts sich halten lässt, was sich uns schenkt!  
Wie Blässe liegt es, wie ein Schleier Blindheit  
auf allem was sich ineinandersenkt,  
und nichts entdunkelt Wachstum, Schmerz und Kindheit.

Und Keiner geht mit uns den letzten Weg,  
und Keinem sind wir nah in seinem Träume.  
Wer fand Geleitschaft, die nicht brach am Steg,  
der uns verbindet steilem Jenseitssaume?

Und wiegen Gondeln uns in goldnes Glück,  
ein Alptal in unfassbares Vereintsein,  
– ein Zugsignal reißt uns ins Grau zurück,  
und Glück, das losch, wird wie ein Nichtgemeintsein.

Schwer wölbt sich über allem Tag die Zeit,  
die Särge schließt und Hochzeitfeuer kühlte – –  
Denn was uns liebt, liebt uns doch nur so weit,  
wie eine Woge trägt, die strandwärts spülte! – –

[2<sup>3</sup>]

*Kleinstadt*

Nun beugt sich mein Leben unter das alte Dach,  
rostrot und steil steigt es auf zu den weißen Nächten.  
Früh wird der Tag auf den Stufen der Haustür wach,  
alle Stuben durchgeht er mit Königsrechten.

Schüttert ein Wagen über das Pflaster laut,  
spähen erwartende Augen aus allen Scheiben.  
Alle sind sie einander so gut vertraut,  
Sorge noch Sünde kann heimliche Blüte treiben.

Wandernde Tage – der Sommer steht rosenweiß,  
Rosen, die über die Hecken und Lauben hängen.  
Wandernde Tage, bekloffen und atemheiß;  
kühl weht der Garten aus tiefen, verwachsenen Gängen.

Wildweinumspinnen schlummert das braune Haus.  
Weiß blickt die Nacht durch den Herzschnitt der Fensterladen.  
Jählings spannt meine Sehnsucht die Arme aus  
ferne nach Häusern mit vornehmen hohen Fassaden.

Wenn durch das Schweigen über die Gartenwand  
Rhythmen des Lebens ein Zug singt, sich rüstend zur Reise  
unten vom Tal, wo hinaus durch das stille Land  
fern in die Welt sich verlaufen die hellen Geleise ...

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>]

*Einst*

Mussten wir auf Erden uns auch lassen,  
– einst im Himmel woll'n wir uns umfassen.

Wenn die Engel fragen, was wir täten,  
ob wir singen wollten, oder beten?

„Küssen woll'n wir uns“ – wirst du dann lachen,  
dass sie ganz verdutzte Augen machen,

Denn sie wissen nicht, was Menschen litten  
deren Frühling jäher Frost zerschnitten;

Wissen nicht, wie Menschenlippen brennen,  
die Verbote von einander trennen;

Und dass einst wir zwei schon selig waren  
auf der Welt vor vielen, vielen Jahren.

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>, 9, 11]

*Nach Jahren*

Und Sommer – goldner noch als jener – kamen,  
und Blüten wehten unsre Wege zu.  
– Dazwischen nennt mir einer deinen Namen  
mit einem Klang, der fremd mir ward, wie du!

Und wenn wir abends schauen nach den Sternen,  
vor der Veranda legt der Wind sich zahm,  
– dann spricht wohl einer von der lauten, fernen,  
der bunten Welt, aus der zu Gast er kam.

Durch Säulen, die zum Bogen sich vermählen,  
blick ich ins Glüh'n, das über'm Garten gleißt ...  
von manchem draußen höre ich erzählen,  
und einer sagt, dass du jetzt glücklich seist ...

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>, 3]



*Nach eines Kindes Tode*

1.

Wenn ich Kinder seh' auf der Mutter Arm  
– so lagst du damals, so weich und warm,  
und dein Lächeln, wenn du vom Schlaf erwacht,  
war so süß, wie kein Kind auf der Welt es lacht.

Wenn ich Kinder seh', ihrer Mutter Knie  
umspielend – bald wärest du so alt wie sie ...  
Und sie jauchzen und haben das Licht zum Gespiel,  
– und du warst so krank und du weintest so viel ...

Wenn ich Kinder seh' an der Mutter Hand –  
sie halten ihr Spielzeug selig umspannt –  
wie sie tanzenden Schrittes ins Leben geh'n ...  
Herrgott, ich kann keine Kinder seh'n!

2.

O wie musst du fest geschlafen haben!  
O wie musst du müd' gewesen sein!  
Spürtest nicht, wie tief man dich begraben,  
der du so geliebt den Sonnenschein!

Spürtest nicht auf deinen weißen Wangen  
Muttertränen unverlöschlich glüh'n,  
spürtest nicht das bebende Umfängen,  
nicht das letzte schluchzende Bemüh'n.

Sieben scharfgeschliffne Schwerter trafen,  
die dich liebt, ins tiefste Herz hinein –  
O wie musst du fest und tief doch schlafen,  
– o wie musst du müd' gewesen sein! –

3.

Wandern, wandern die Tage, bringen mein Leid nicht zur Ruh.  
Liegt noch der Winter draußen, geht es dem Sommer zu?  
Tage bringen uns Tränen, Nächte bringen uns Traum,  
Abende bringen uns Wolken, weiß mit opalenem Saum.

Wolken über den Gärten, Wolken über dem Land,  
wie ich ihr Leuchten liebe, seit ich das Leid erkannt.  
Grüßen sie abends mein Fenster, denk ich: wie wunderlind  
lächeln die toten Kinder im Land, wo sie selig sind ...

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>]

### *Zwei Menschen*

Zwei Menschen schauten das Leben an  
und blutender Hass den einen durchrann:  
Er sah, wie die Habgier in prunkendem Saal  
Gelage durchlärmt schamlos und schal.  
Er sah, wie das Hohe gesteinigt ward,  
und dass Argwohn zu säen der Menschen Art.  
Er hörte das Lachen seelenlos gell'n,  
verspottend der Tränen grundtiefe Quell'n.  
Er sah, wie mit lächelndem Angesicht  
den Ärmsten man löschte ihr Flämmchen Licht;  
– und sah, wie sein Bruder die Hand dazu bot ...  
da ging er und schlug seinen Bruder tot – – –

Zwei Menschen schauten das Leben an,  
und blutende Liebe den andern durchrann:  
Er sah, wo die Nacht sich im Abgrund verlor,  
ein Sehnen, das weinte zur Sonne empor.  
Er sah unter Masken, flitternd und bunt,  
des heimlichen Herzleids bebenden Mund.  
Er sah wieviel Wunden trägt Hass und Neid,  
und wie manche Schuld nur ein tiefes Leid!  
Und er sah die Gärten der Sünde blüh'n,  
und er fühlte das Dürsten der Armut glüh'n,  
und die weglosen Wüsten des großen Leids ...  
Da ging er und schlug sich selber ans Kreuz – –

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>]

*Ein Tod*

Er starb allein um eine Mitternacht,  
die seine Stirn mit tiefer Weisheit prägte,  
und über seine letzte Erdenwacht  
die Leuchtturmzeichen naher Landung legte.

Nur, dass nicht einer war, der bei ihm stand,  
war seine Armut in der großen Stunde,  
wo er so wundervolle Worte fand  
in seinem stummen, schmerzverzerrten Munde.

Versöhnte Worte, süße Früchte für  
ganz hart Verarmte und ganz weit Verwehte;  
– und harrend ging sein Blick zur dunklen Tür,  
von der er ferner Schritte Kommen flehte.

Doch niemand kam, und lautlos lag das Haus.  
Und was ihn weckte aus dem Weltgewirre  
und ihn erlöste, löschte einsam aus.  
– Und tausend Seelen gingen draußen irre ...

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>]

*Trost*

Vor hundert Jahren ist viel Glut gelodert  
aus Blut und Rosen über nächt'ge Flur.  
Und mancher wohl, der im Friedhofssand vermodert,  
brach heiÙe Rosen und brach heiÙen Schwur.

Die Gräser flüstern auf den flachen Gräbern –  
Was noch so süÙ, ... so grausam schien, verrinnt ...  
Gleichgültig über Schuldner und Vergeber  
singt seinen Kehrreim kühler Friedhofswind.

Nach hundert Jahren lodert neues Leben.  
Wer fragt nach denen, die heut' einsam steh'n,  
gerungne Hände nach den Himmeln heben  
und ungetröstet durch ihr Schicksal geh'n?

Durch Sommernächte werden Sterne scheinen  
nach hundert Jahren ihren gleichen Schein,  
und Menschen werden jauchzen, werden weinen ...  
Und – Gott sei Dank – wir werden nicht mehr sein!

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>, 8]

*Halt beschützend über mir die Hand*

Halt beschützend über mir die Hand,  
weil mein Leben voll Versuchungsstunden, –  
dass ich's nicht, in Weh und Wahn entbrannt,  
von mir werf', eh ich sein Ziel gefunden:

Halt beschützend über mir die Hand,  
wenn das Mondlicht nebelfahl auf Erden.  
Jenes Leuchten über müdem Land  
kann der Seele Pilgerschaft gefährden.

Halt beschützend über mir die Hand,  
wenn die Rosen aus den Beeten flammen.  
– Wer vor Gärten fremd und bettelnd stand,  
weiß ich, muss der Gärten Duft verdammen.

Halt beschützend über mir die Hand,  
wenn die Sterne durch die Nächte tollen,  
denn so dann ich nicht Erfüllung fand,  
werd ich mir Erlösung suchen wollen.

Halt beschützend über mir die Hand,  
wenn ein friedenskühler Hauch von Linden  
mich an Pforten stillen Parkes bannt ...  
Wer sein Ziel sucht, darf nicht Frieden finden!

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>]



Aus Tag und Traum  
Balladen und Lieder  
(1920, <sup>2</sup>1927)





*Es schlugen Fluten zusammen*

Es schlugen Fluten zusammen  
über mein Vaterland.  
Die Lieder, die Fahnen, die Flammen  
versanken wie Muscheln im Sand.

Die Dünen, die stark uns deuchten,  
schlug nieder der gierige Gischt,  
und alles geliebte Leuchten  
hat seine Pranke verwischt.

Die Wogen brüllten und bissen  
hinein in den bröckelnden Sand,  
nun haben sie an sich gerissen  
mein ganzes Vaterland.

Es musste tief unten versinken  
auf Nimmerwiederkehr  
mit seinen Zinnen und Zinken  
und Recht hat wohl das Meer.

Nur: unter den Seetangschlingen  
brennt's bernsteinfarben empor.  
Die Muscheln beten und singen,  
– vielleicht hebt Gott sie ans Ohr ... –

[3, 3<sup>2</sup>]

*Landweh*

Soll ein Park sein mit verschlungenen Wegen,  
dickichtdunkel, wo der Kuckuck duckt,  
wo sich kaum die grünen Quellen regen,  
nur das Flimmern der Libellen zuckt.

Soll ein Haus mit weißen Mauern lehnen  
an des Parkes dunkelsamtnen Saum,  
und der Flügelschlag von wilden Schwänen  
soll durchschauern seinen Frühlingstraum.

Tief ins Dunkel der Kastanienzweige  
soll'n die blanken Giebelfenster spä'h'n,  
nur in purpurheißer Abendneige  
wird ein Schein in ihren Scheiben steh'n.

Blaue Blumen soll'n an tiefen Gräben.  
Veilchen wuchern wild und ungerafft,  
und die Bäume ihre Kronen heben  
alt und stolz wie unsre Ritterschaft.

Soll ein Haus sein in verträumten Gründen,  
und der Friede über Park und Pfad  
wird verzeih'n beim großen Schernezünden  
alles, was das Leben an mir tat.

[3, 3<sup>2</sup>]

*Ich wollte*

Ich wollte, ich wäre solch fröhliches Ding,  
wie die vielen, die Ahnenlosen,  
und trüge den Ring nicht, den schweren Ring,  
mit dem Wappen der silbernen Rosen!

Ich wollte, ich wäre ein Bürgerkind  
und hätte alltäglichen Namen,  
und wüsste wie heiß deine Lippen sind,  
und die Mainacht gäbe ihr Amen.

Ich wollte, mich dürfte ein Sturm verweh'n,  
den Göttern Vinetas zu Füßen,  
und ich müsste dein Werben nicht missversteh'n  
und nur kühl mit den Augen dich grüßen.

Ich wollte, mich beugten nicht Zwang noch Zaum,  
wenn brausend die Kelche mir schäumen,  
und kein siebenzackiger Kronensaum  
läg' schattend auf meinen Träumen.

Ich wollte, ich wäre ein leichtes Ding,  
ich ließe euch schelten und mahnen –  
und trüge den Ring nicht, den schweren Ring,  
und den Hochmut von sechzehn Ahnen!

[3, 3<sup>2</sup>]

*Kleines Feuer*

Wohl werden andere kommen,  
die besser zu singen versteh'n,  
manch Lied von Frohen und Frommen  
wird über die Lande geh'n.

Sie singen von Blühen und Scheiden,  
und singen nie müde sich.  
Von meinem Lieben und Leiden  
kann keiner singen als ich.

Und ähnelt es allen andern –  
die Lichter aus fremdem Haus  
seh'n, beim Vorüberwandern,  
auch eins wie das andere aus.

Und ist es auch schwächer und scheuer  
als drüben der Nachbarschein,  
soll darum mein kleines Feuer  
für niemand entzündet sein?

[3<sup>2</sup>]

*Die wir hier unten reisen*

Die wir hier unten reisen  
anders von Amt und Art,  
immer die gleichen Weisen  
summen wir auf der Fahrt;

Suchen nach neuen Reimen,  
finden nur alten Laut,  
weil über allen Heimen  
dunkel die Nacht ergraut.

Weil über allen Dächern  
silbern der gleiche Mond,  
weil auch von schäumendsten Bechern  
ewiger Trank sich nicht lohnt;

Weil – was auch immer im Wandern  
Lichtes und Liebes gescheh',  
– Einer von all den andern,  
Einer tut doch uns weh.

[3, 3<sup>2</sup>]

*In seinen Händen*

In seinen Händen wurde sie so still,  
wie Vögel tun, die nicht zu flattern wagen.  
Nur wie ein Glaube, der nicht sterben will,  
flog ihres Blutes lautes Pulseschlagen.

Sie fügte ganz sich seinen Wünschen ein,  
und trug des Argwohns hartgelegte Fesseln,  
und sah Patienten an, im Dämmerchein  
des stillen Saales mit den steifen Sesseln.

Und seine Augen blickten herbstlich matt  
auf sie hernieder unter bleichen Brauen.  
An seiner Seite ging sie durch die Stadt,  
langsamen Schrittes ohne aufzuschauen.

Im Sommer, seeseits in dem alten Schloss,  
schnitt weiße Rosen sie für dunkle Vasen.  
Und saß mit ihm, wenn ihn der Wind verdross,  
am Söllerfenster über weitem Rasen.

Im hohen Speisesaal bei Tisch zu zwei'n,  
wo kaum der Pendel sich zu regen wagte,  
da nickte sie, und sprach kein Wort darein,  
wenn er misslaunt die böse Zeit beklagte.

Und Gäste kamen, greis und streng wie er,  
und Damen, die „mein liebes Kind“ sie hießen.  
Ein Mona-Lisa-Lächeln seltsam leer  
sprach Dank für alle, die sie grüßen ließen.

– Nur manchmal, wenn die Nächte groß und weiß  
durch ihre schwer verhängten Fenster lugten,  
hob sie den Kopf von ihren Kissen leis'  
mit dunklen Augen zu den Unbefugten.

Zog dann ans Kinn der Decke seidenen Saum,  
und lauschte Winden, die Musik ihr däuchten,  
und starrte zitternd in den stillen Raum:  
Wie müssen draußen jetzt die Sterne leuchten!

[3, 3<sup>2</sup>]



*Lächeln können*

Geschnitzt hatt' ich aus Rinden  
als Kind ein kleines Schiff.  
Der Teich, umhegt von Linden,  
hieß Meer, das Moos ein Riff.

Stolz fuhr es durch die Wogen,  
im Segel hing der Wind.  
– Da kam ein Stein geflogen,  
ihn warf ein fremdes Kind.

Ich stand am Strand und weinte,  
mein Schiff zerschlug am Stein,  
– ich sah's zerschell'n und meinte  
nie wieder froh zu sein.

– Ein Lächeln muss ich gönnen  
dem Schmerz, der längst verblich. –

-----  
Wann werd ich lächeln können  
über mein Leid um dich? ...

[3, 3<sup>2</sup>]

*Seitdem du niemals mehr nach Hause kehrst*

Seitdem du niemals mehr nach Hause kehrst,  
liegt über allen Türen eine Schwere,  
liegt über allen Zimmern eine Leere,  
als ob in allen du gestorben wärst.

So sinnlos ist's jetzt: morgens aufzusteh'n  
und wie alltäglich wieder Buch zu führen,  
und durch die offenen Verandatüren  
auf eine Straße voll Geleucht zu seh'n.

So sinnlos ist's: die Blumen zu betreu'n,  
und Staub zu wischen auf den Bücherbrettern,  
denn alle Tage sind nur ein Durchblättern  
von leeren Seiten, die uns nicht zerstreun.

So sinnlos ist's: wenn's an der Glocke reißt,  
mit aufgeschreckten Augen aufzumachen.  
Wenn du mich sähest, würdest du wohl lachen,  
wie einst als -- ahnst du noch, was lachen heißt?

Was weiß von dir ich! Nicht einmal wohin  
du gingst mit deiner Welt von Licht und Lieben.  
Nur eins ist unauslöschlich wahr geblieben:  
dass du mir fehlst, wo immer ich jetzt bin.

Doch – wenn du kämst ... vor Seligkeit zerbricht  
mein Gruß -- wenn einmal dich mir Gott noch gönnte ...  
Nur, dass ich jemals wieder lachen könnte,  
– das glaub ich nicht –

[3<sup>2</sup>]

*Das ist's vielleicht*

Das ist's vielleicht, was mich von andren scheidet,  
dass meine Seele, was sie nicht versteh'n,  
noch immer unter einem Unrecht leidet,  
das der schon längst vergaß, dem es gescheh'n.

Und dass die Stirn ich noch an eine Pforte  
vor einem fremdgewordnen Garten press,  
und ich die Wege und die alten Worte,  
die längst verwehten, niemals doch vergess'.

Und dass, wenn's blauschwarz über'm Park gewittert,  
wenn große Sonnenuntergänge heiß  
ins Zimmer lohn, mich's immer noch durchzittert:  
wärs du bei mir, von dem ich nichts mehr weiß!

Und dass es oft mich in der Jahre Treiben  
zu meinem Schreibtisch zieht im Lampenlicht  
bei Nacht, um Einem einen Brief zu schreiben,  
der staunend spräch': „die Handschrift kenn ich nicht!“

Und dass ich Worte will dem Briefe geben  
von grenzenloser Sehnsucht ganz beseelt,  
die niemals stirbt, und der in diesem Leben  
doch längst schon Raum und Sinn und Segen fehlt!

[3, 3<sup>2</sup>]

*Die Straße liegt fern*

Die Straße liegt fern in der großen Stadt  
– ob je sie dein Fuß noch gefunden hat?  
Ob's je aus dem Lärmen der Plätze dich trieb,  
hinaus an die Gärten, dir einst so lieb?  
Zu schau'n ob die Linde noch leuchtet heut,  
die weiß ihre Blüten aufs Pflaster gestreut,  
zu schau'n, welche Blumen am Gitter gesät,  
zu schau'n, wessen Schild an der Hauspforte steht ...

Die Straße liegt fern in der großen Stadt ...  
Mein Tag ist voll Mühe und früh bin ich matt,  
– und doch treibt es abends hinaus mich zu geh'n,  
von jenseits der Straße die Fenster zu seh'n;  
– ob jetzt mit Gardinen die Scheiben verhängt,  
und ob aus den Stuben ein Lichtschein sich drängt,  
– ob zitternd die Glocke noch läutet am Tor ...  
– um Frieden zu suchen, den dort ich verlor ...

[3, 3<sup>2</sup>]

*Irgendwo*

Irgendwo – es könnte sein,  
ganz weit – ganz weit – ,  
denkt eine Seele mein  
zu dieser Zeit.

Irgendwo – vielleicht, vielleicht,  
fern, fern von hier,  
auf einer Geige streicht  
ein Lied von mir.

Irgendwo – vielleicht, vielleicht,  
Erinn' rung wacht –  
Ein Traum vom Damals schleicht  
durch blaue Nacht.

Irgendwo – es könnte sein,  
fern, fern von hier,  
denkt eine Seele mein – – –  
– was hilft es mir? –

[3, 3<sup>2</sup>, 8<sup>2</sup>]

*Nur manchmal noch*

Nur manchmal noch, – wenn's wieder Abend wird,  
wenn von der Wand der letzte Schein entfloh,  
wenn in der Hand mir leis' die Kuppel klirrt,  
die Lampe zündend, – steh ich wie verwirrt ...  
... Vielleicht – jetzt eben – lachst du irgendwo ...

Vielleicht jetzt eben, – fern wo du zu Haus,  
dein altes Lachen durch die Stuben klingt ...  
– Längst losch in mir ich das Gedenken aus, –  
nur manchmal noch weint's in den Wald hinaus ...:  
... ob deine Schultern jetzt dein Weib umschlingt?

Nur manchmal noch, – wenn trunkne Falter schwirr'n,  
spätsommernachts erweckt mich flücht'ger Schein;  
– in jenen Nächten, da die Sterne irr'n,  
streift's heiß wie Sehnsucht meine müde Stirn:  
... jetzt träumt dein Fenster in die Nacht hinein ...

[3, 3<sup>2</sup>]

*Tat twam asi*

Ihr sollt nicht weinen, wenn ihr mein Grab umsteht,  
doch – an mich denken, wenn ihr nach Hause geht: –

Läuft angstvoll ein Hund durch die Straßen mit bangem Blick,  
er hat sich verloren, o helft ihm zum Herrn zurück!

Und hört ihr ein Kätzchen verhungert am Tore schrei'n,  
so öffnet das Tor oder läutet und lasst es ein!

Zieht wund und ermattet ein Pferd in schwerem Gespann,  
– vielleicht dass die Last man ihm nehmen und lindern kann ...

Und flattert im Käfig ein Vöglein in wilder Qual,  
so gebt ihm die Freiheit wieder, die man ihm stahl!

Viel Leid ist auf Erden, viel Leid, das um Hilfe fleht ...  
– Ihr solltet nicht weinen, wenn ihr mein Grab umsteht!

[3, 3<sup>2</sup>]

## GEDENKEN AN EINEN FREUND

*Freund* (A. v. S.)

Ich weiß ein Haus in einer stillen Stadt,  
und oben dunkelt hoch die Domruine –,  
das noch die Fenster hell zum Garten hat,  
wenn schon vom Rathausturm das Zifferblatt  
den Markt beschaut mit mitternächt'ger Miene.

Ich weiß: Im Hause klingt die Glocke an,  
ruft durch den Flur mit zaghaft leisen Schlägen.  
Ein Schritt wird wach. Die Klinke klirrt, – und dann,  
und trug man Schuld, die kaum mehr beten kann,  
streckt eine Hand sich aller Schuld entgegen.

Ich weiß wie's tut: Die Lampe ist verhängt,  
zwei Augen, liebe, ernste Augen fragen:  
Hat's dich aufs neu so weglos weit gedrängt,  
und hat die Flügel dir so arg versengt ...  
Wie sanft im Haus die alten Uhren schlagen!

Das eben ist's: Nicht dass man frei sich bat,  
nur dass ein Weg durch alle Wirrnis leitet;  
und wie auch immer und woher man naht,  
uns Einer lebt, der über jede Tat  
das „Dennoch“ seiner großen Treue breitet.

[3<sup>2</sup>]



### *Vermissen*

Nun, da den Jammer, der in heiße Kissen  
sich wild verweinte, überdeckt die Zeit,  
– was als Verlieren schwerer ist: Vermissen  
geht durch das Haus im grauen Alltagskleid.

Und wenn die Bäume ihre Blüten streuen,  
dass alle Wege weiß sind, die wir geh'n,  
– wie könnte man sich noch am Frühling freuen –  
... du liebtest so im Blütenschnei'n zu steh'n ...

Und wenn wir einmal, den Verlust zu hehlen,  
zu plaudern suchen und ein Scherz erwacht,  
fasst mich der Wunsch: „Das muss ich dir erzählen“ –  
und weiß, verstummt – du hättest jetzt gelacht!

Und lehn ich manchmal meine Stirn ans kühle  
Schlafzimmerfenster, wenn der Tag verblich,  
geschieht es, dass ich deine Stimme fühle,  
ganz nah, ganz sanft von Mitleid: „...suchst du mich...?“

Und jäh mich wendend, kommt mir dann das Wissen,  
dass dich kein Grüßen und kein Gram mehr rührt ...  
Viel weher als verlieren tut vermessen,  
das tausendmal uns in die Armut führt!

[3, 3<sup>2</sup>, 8, 8<sup>2</sup>]

*Seitdem du gegangen*

Ich habe Tage gekannt, nachdem du gegangen,  
so leer, wie die starrenden Blicke von Irren sind;  
so grau, wie ein Spinnweb in Kellergewölben gefangen,  
so leblos wie Blätter fall'n im Novemberwind.

Ich lief durch die Straßen, zu suchen, wer mich verstünde,  
wes Blick oder Gruß meine maßlose Sehnsucht ermaß –  
„Und gibst Du kein Glück mir, – so gib eine große Sünde;  
Herrgott! Nur lass mich vergessen, was ich besaß!“

Ich habe Tage gekannt, nachdem du gegangen,  
wo ich verdurstend nach grüßender Liebe schrie –  
Seitdem – so ich Menschen treffe mit suchenden, bangen  
Augen voll irrender Sehnsucht – dann grüß ich sie ...

[3, 3<sup>2</sup>, 8<sup>2</sup>]

*Meinem Freunde zu eigen –  
Lieder an Axel von Schwabs*

1

Gott wollte mein Glück zerbrechen  
und nahm dich mir.  
Ich möchte nur immer sprechen  
von dir, von dir ...

Von deiner Stimme, der guten,  
von deiner Hand,  
in der mein Dürsten und Gluten  
oft Lind' rung fand.

Von deinen Augen, den treuen,  
geliebt so sehr,  
von deinem Lächeln, dem scheuen,  
– nun ist's nicht mehr.

In schweren Tränen zerbrechen  
die Worte mir.  
Ich kann mit niemandem sprechen  
von dir, von dir ...

2

Dies fass ich nicht: dass du im Sterben lagst  
und durch den schweren, schweren Tod dich rangst,  
– und ich nicht aufschrak: ob du nach mir fragst?  
ob einsam, du vielleicht nach mir verlangst?

Dies fass ich nicht; dass ich wie jeden Tag  
die Haustür schloss und durch die Straßen ging,  
zum Wolkenschiff, das über'm Städtchen lag,  
aufschaute sinnend, und Besuch empfing;

Und du gingst fort, für immer fort von hier,  
durch dichtes Dunkel in das Tor des Lichts –  
und, der du mehr als Freund und Bruder mir,  
ich wusste nichts – –

3 Mai

Dies ist die Zeit, da wir uns kennen lernten,  
weiß bog der Flieder sich um Dorpats Dom.  
Dein Leben rang nach Reife stiller Ernten,  
mein Leben mit Verführung und Phantom.

Ich trug noch Wünsche, die gen Himmel rauchten,  
du beugtest der Entsagung schon die Stirn.  
Doch, Sternen gleich, die in den Embach tauchten,  
brach sich dein Licht in meines Schicksals Wirr'n.

Dies ist die Zeit, da wir uns wiedersahen  
zum letztenmal im Fliederblütenschnei'n.  
Durchs offene Fenster aus den vielen nahen  
Alleen schlug der Duft zu uns herein.

Ich war sehr müde von zerbrochenen Träumen,  
du warst zum Müde-sein zu mitleidsreich.  
Hoch über'm Gärtchen an des Dombergs Bäumen,  
hing nachts die Sichel, ruhesam und bleich.

Dies ist die Zeit, da immer uns ein Nahsein  
die Erde schenkte ... Nein, nun ist's die Zeit,  
da ohne Abschied du aus meinem Dasein  
gegangen in die Unerreichbarkeit.

Jetzt weiß ich nur noch, dass aus Fliederdolden  
man einem Sarge weiße Kränze flicht,  
dass jeder Tag, wie eine Grabschrift golden,  
mir immer nur von deinem Tode spricht.

4

Ich möchte gehen den langen  
Weg, den kein Schicksal zäunt,  
hin, wo du hingegangen,  
mein Freund!

Hinter den Wolkenhafen,  
wo um die Abendzeit  
purpurn die Segler schlafen,  
weit, noch weit.

Wo auch kein Pfad sich bahnte,  
wo keine Leuchte wacht,  
fern durch die niegeahnte  
Welt der Nacht.

Bis ich das Tor erreiche,  
wo es mir sichtbar ist,  
dass du in jenem Reiche  
glücklich bist.

Muss ich auch tausend Treppen  
wieder dann erdenwärts  
einsam und müde schleppen  
mein Herz,

Sei es! Wenn du nur landest,  
wo dich kein Leid umzäunt,  
wenn du nur Frieden fandest,  
mein Freund ...

5

Ich weiß, dass du in deinem letzten Traume  
nicht mehr bei denen warst, die dich geliebt,  
obwohl's viel Raum in einem Krankenraume  
für Träume einer letzten Liebe gibt.

68

Ich weiß, du schautest nicht im Erdenwehe  
noch einmal harrend zur geschlossnen Tür,  
voll Heimweh aus nach deiner Nächsten Nähe,  
– weil Gott dir immer näher war als wir.

6

Dass ich nur nicht vergess', es dir zu schreiben:  
du solltest, weil so feucht die Frühherbstluft,  
jetzt abends nicht zu lange draußen bleiben!  
Ich greif zur Feder ... Ach, mein Gott, jetzt treiben  
wohl schon die Blätter welk um deine Gruft.

Ob du es weißt? Ich stock im Zeitungslesen:  
Dies ist ein Lichtschein, der uns Hoffnung gibt,  
die Heimat könnte dennoch einst genesen ...  
Wie wird's dich freu'n ... wie wärest du froh gewesen,  
der du die Heimat so wie ich geliebt!

Wie herzblutrot, das muss ich dir erzählen,  
der wilde Wein jetzt steigt bis unters Dach ...  
Wo ich auch hinschau', deine Augen fehlen.  
Mein Leben blutet wie zu Allerseelen,  
sich tausendkerzig deinem Leben nach.

Du fragtest mich in deinem letzten Briefe,  
ob ich im Alltag auch zum Dichten käm'?  
Ach, weißt du, jeder Tag hat seine Tiefe –  
und wenn so vieles nicht dazwischenriefe,  
und wenn so manches mir den Mut nicht nehme' ...

Jetzt wirst du groll'n – du zürnst, dass ich mich immer  
an das was mich umgibt, verlier so bald.  
Ich weiß noch wie, – schon dämmrig war dein Zimmer,  
in deiner Hand der Zigarette Flimmer  
stach grell durchs Grau, – dein Mund mich dafür schalt.

Ach du, du warst ja nie mit mir zufrieden,  
und hast mich, – warum lachst du? – gar nicht gern – –  
Dein liebes Lachen: „Ja, wir sind verschieden,  
doch geht’s auch so!“ – – Hoch über uns voll Frieden  
stand über’m Domberg groß und weiß ein Stern.

Und dann die Stunde vor dem Lebewohle, –  
die weichen Divanecken schenken Ruh,  
du lächelst, wie so tief ich Atem hole –  
Und deine Mutter spielt die Barcarole,  
und du summt leis’ die Melodie dazu ...

Und was bei Tag an Bitten oder Fragen  
wir uns verschwiegen, hebt zu flüstern an. – –  
– – O, leb doch, leb doch! Ich vergaß zu sagen  
bei Tag, dass ich das Leben nicht ertragen,  
hörst du, nicht ohne dich ertragen kann!

7

Weil du in der Ferne gestorben bist,  
ist nichts hier anders geworden.  
Die Bücher, in denen dein Name ist,  
stehen stumm auf den Bücherborden.

Noch duften im Glase verheißungsschwer,  
weiß-sternig die Nachtviolen.  
Ich werde mir niemals Blumen mehr  
für meinen Schreibtisch holen!

Im Nähzeug steckt noch die Nadel drin,  
die Arbeit harrt meiner Hände.  
Es läutet. Man fragt ob daheim ich bin,  
– ich hör’s durch die dünnen Wände.

Es ist alles wie immer. Der Abend blinkt  
auf den Bildern, die purpurn werden.  
Nur, dass es mir ganz unerträglich dünkt  
seit ich weiß, dass du nicht mehr auf Erden ...

70

## 8 Bitten des Toten: Für Estland

Gott hat es anders gewollt als ich –  
Ich wollte der Heimat leben.  
Zu Estlands blauendem Küstenstrich  
die Augen heben: Gott grüße dich!  
Ich komme mich ganz dir zu geben.

Noch wenig Monde, und dann die Fahrt  
durch die Meere zum harrenden Hafen.  
Und bin ich der Letzte der alten Art,  
die der Scholle lohnlose Treue bewahrt,  
– der Letzte darf noch nicht schlafen!

Und kann ich nicht tragen, wie einst ich gewollt,  
die Waffe entgegen dem Feinde,  
es wird, wenn am Grenzpfahl das Wetter vergrollt,  
mehr Arbeit geben als Ruhm und Sold  
zu tragen in stiller Gemeinde.

Ich wollte dir leben. – Gott segne dich,  
mein Land, und einst deine Erben!  
Für den ich gerüstet, der Tag verblich.  
Gott hat es anders gewollt als ich –  
Vielleicht dient der Heimat mein Sterben – – –

## 9 Meinen Freunden

Ich werde manchem unter euch wohl fehlen  
in einer Dämmerstunde trübem Schein.  
Wenn ich noch lebte, kämt ihr mir erzählen  
von eures Tages Unbefriedigtsein.

Es können, die selbst wenig von sich wissen,  
weil sie noch wenig an sich selbst gebaut,  
am schwersten eines andern Nähe missen,  
durch dessen Augen man sich selbst beschaut.



Und doch, was kann ein Mensch dem andern schenken?  
Vielleicht den Anker, den er noch entbehrt.  
Der *Grund*, darein sich alle Anker senken,  
ist *Der* nur, den kein Schicksalskampf beschwert.

Es muss den Frieden jeder selbst sich holen.  
*Viel* ward dem andern, wer ihm Kompass ward.  
Zum Leuchtturmlicht auf seines Hafens Molen  
braucht's dennoch weiter, vielumstürmter Fahrt.

Und dünkt auch manchem, es allein zu finden  
zu schwer, denn leichter ist's geführt zu sein;  
es gibt so viele Stimmen in den Winden,  
so viele Wege in die Welt hinein!

So wird vielleicht doch mancher, dem nun schwerer  
das Suchen ist, bewusster suchen geh'n;  
und wird, um soviel ihm das Leben leerer,  
um soviel tiefer in das Leben seh'n.

Und wird vielleicht im Grau der Dämmerstunden,  
wo er das Aufgeh'n meiner Tür vermisst,  
an seiner eignen Einsamkeit gesunden,  
– man ist Gott näher, wenn man einsam ist – – –

#### 10 Meiner Mutter

Du wirst so einsam sein, wenn ich gegangen,  
dass du dies Leben nur als Last erträgst,  
und mühsam vor dein großes Heimverlangen  
die schwere Treue schwerer Pflichten schlägst.

Du wirst noch immer dein Gebet beginnen:  
dass Gott mich schütze und mich dir erhalt';  
und wirst nach allem suchen woll'n, darinnen  
mein Bild noch lebt und dem mein Lieben galt.

Ich weiß, dir werden tausend Wunden bluten  
wirst du den Stätten, da ich weilte, nah'n,  
dem kleinen Haus, wo wir im Abendgluten  
zum letzten mal uns in die Augen sah'n.

Du wirst die Stube, wo ich nicht mehr wohne,  
angstvoll betreten und von Tränen blind,  
wo meine Bilder dir und Bücher, ohne  
mein Bei-dir-sein, wie ohne Seele sind.

Du räumst, als ob Du's mir zu Liebe tätest,  
sorgsam im Garten Unkraut fort und Stein,  
wo alle Blumen du für mich nur sätest,  
stehst du nun still und grenzenlos allein.

Du wirst in meinen alten Briefen suchen  
nach einem Trostwort, das mich dir erweckt,  
und längst verwehter Stunden Lächeln buchen,  
das doch nur neue Schatten um dich deckt.

Du wirst mein Leid auf deine Schultern nehmen,  
– und tausendfältig schwerer liegt's auf dir –  
und dich um längst erlöste Schmerzen grämen,  
an die ich keinen Seufzer mehr verlier.

Du wirst die Lehne meines Bettes küssen  
und toten Wünschen folgen immerdar,  
und um vergangne Freude weinen müssen,  
weil es dich rührt, dass sie nicht größer war.

Warum das, Mutter? Näher zu den Stufen,  
die ich beschrift, liegt nicht die tote Statt.  
Wenn du am Ziel bist, wird dich Gott schon rufen,  
eh du am Ziel bist, mach dich nicht zu matt!

Blick nicht auf das, was hinter uns verglommen,  
weil jeder Tag nach deiner Kraft verlangt:  
ein Schritt zu sein im steten Näherkommen  
zu mir, der jedem deiner Schritte dankt.

[3<sup>2</sup>]



Schritte  
Neue Lieder und Balladen  
(1924, <sup>2</sup>1927)



### *Schritte*

Ich lausch: Aus längst versunkenen Königreichen,  
– und jedes Schicksal ist ein Königreich –  
durch Sommernächte, die kristallglasbleichen,  
klingt es herüber, fernen Schritten gleich.

An meine Fenster pocht die Wildweinlaube,  
an meine Fenster presst die Nacht sich blass.  
An meine Seele schlägt verbannter Glaube,  
zerstäubte Liebe und verrauchter Hass.

Woher? Windfinger streichen über Gräber,  
– und über Gräbern blüht die ganze Welt –,  
Feldweg und Straßenstaub sind Kundschaftgeber,  
dass jeder Schritt in fremde Spuren fällt.

Und alle Nächte, sternklare und bleiche,  
sind andern, die schon längst erloschen, gleich.  
Wieviel sie galten, werten andre Reiche,  
doch jedes Schicksal *ist* ein Königreich.

[4, 4<sup>2</sup>, 9]

LIEDER DER ARMUT

*Einem Toten*

Mitten in Tages Stürmen  
weiß ich in weher Ruh:  
Hinter den tausend Türmen  
dieser Erde bist du!

Schau, meines Städtchens Lichter  
glüh'n schon der Nacht zum Gruß.  
Aller Denker und Dichter  
Schaffen, belächelst du's?

Während um Menschenherzen  
Leid ohne Maßen schäumt,  
hinter die tausend Schmerzen  
hast du dich durchgeträumt.

Lautlos schlummert die Gasse,  
düster lehnt Dach an Dach.  
Allem was ich nicht fasse,  
grübelst du nicht mehr nach.

Ob ich ins Dunkel tauche,  
ob ich in Kerzen stier,  
ob ich dich such' und brauche,  
alles ward nichtig dir.

Das ist der Menschenherzen  
Leid ohne Maß und Sinn:  
Jenseits der tausend Schmerzen,  
keine von unsren Kerzen  
reicht aus dem Dunkel hin.

[4, 4<sup>2</sup>]

## Sonne

Was mag Sonne sein, davon der Nachbar manchmal spricht,  
danach die Mutter manchmal seufzte? Ich weiß es nicht.  
Unsres Fensters oberste Scheibe lugt über das Pflaster hinaus,  
matt schleicht der Tag durch die Stube; sechs Stockwerk hat  
drüben das Haus.  
Durch des Fensters oberste Scheibe, wenn endlich der Morgen kam,  
seh' ich Menschen, die wandern und leben – nur ich bin lahm.

Die Sonne sei golden und lachend, so las ich in einem Buch,  
und warm; wie muss sie wohltun; mich fröstelt's im alten Tuch.  
Die Sonne kann lachen, wie seltsam! Das kann Mutter schon  
lange nicht mehr,  
weil ich krank bin, und weil wir so arm sind und das Tagwerk  
so schwer!  
Und Vater, der grollt mir: ich solle nicht immer im Wege steh'n.  
Ich ginge ja gern aus dem Wege, *könnt* ich nur geh'n!

Und die Sonne kann lachen! Ich fragte den Vater, „wie fängt sie's an?“  
„Du närrisches Ding“, so schalt er, „was geht Dich die Sonne an.“  
Und Mutter kehrte ihr müdes, graues Gesicht zur Tür,  
aber später, als Vater gegangen, sprach sie zu mir:  
Die Sonne, die hätte gut lachen, das käme daher,  
dass sie weit, weit fort von der Erde am Himmel wär'!

Ist Mutter auf Arbeit, darf ich durchs Fenster seh'n,  
dann zähl ich die Füße, die oben vorübergeh'n.  
Und zähl, wievielmal das Haustor gerüttelt wird,  
wievielmal unser Schrank beim Rasseln der Dampfbahn klirrt.

– Doch immer muss ich jetzt denken: wenn ich nur wüsst',  
was tun, damit Mutter nicht immer mich tragen müsst';  
dass wir wandern könnten selbender die Sonne seh'n,  
– so weit, weit fort von der Erde wollten wir geh'n!

[4, 4<sup>2</sup>]



*Im Armenstift*

Sie starb im Armenstift, das streng und grau  
zur Straße blickt mit rissiger Fassade.  
So unbemerkt, wie sie gelebt, die Frau,  
verstarb sie auch. Man schloss die Fensterlade

der kahlen Stube, die ihr Heimat hieß  
in ihres Lebens ausgelöschten Jahren,  
bis man sie forttrug, und man stieß  
die Lade wieder auf, und andre waren

schon da, bereit, dies Zimmer zu bezieh'n.  
Und des verlöschten Schicksals dürft'ge Habe  
stand seelenlos umher, und ward verliehn  
an Fremde, die kaum dankten dieser Gabe.

Die fast verdorrte Hyazinthe nahm  
zu sich die Stubennachbarin vom Gange,  
und als die Sonne gegen Abend kam  
schräg durch ihr Fenster, küsste sie sie lange.

Den alten Plunder, Scherben aller Art,  
stob aus den Winkeln ein verstaubter Besen  
zum Kehricht auf den Hof, und später ward  
von Kindern er zu einem Spiel erlesen.

Nur hinterm Bett der Toten, wo zuletzt  
sie's hingelegt mit zitterigen Händen,  
lag ihr Gesangbuch noch, kraus und zerfetzt  
die Seiten von vieltausendfachem Wenden.

Und in den Blättern, neben Spruch und Strich,  
ein blasses Kinderbild in gilbem Rahmen –  
„Gott segne Dich und Gott behüte Dich“  
stand flehend über dieses Kindes Namen. –

– Ob Gott es tat? Und ob ihr Auge noch,  
eh es erlosch, gedankt dem Gnadenschimmer?  
Wer weiß davon? – Der graue Abend kroch  
entlang den grauen Wänden durch das Zimmer.

Und Fremde zündeten im Herde sich  
mit einem welken Buch genährte Flammen.  
„Gott segne Dich und Gott behüte Dich ...“  
Verknisternd sank ein blasses Bild zusammen.

[4, 4<sup>2</sup>]

*Weihnachtsabend*

Jetzt denkt man tiefer als im Tag'sgetriebe  
an einen Fernen, den die Seele liebt.  
Und jede Liebe wird zu Mutterliebe,  
die mehr als sie verstehen kann, vergibt.

Wohin der Erde tausend Straßen leiten,  
und durch das Dunkel, wo *kein* Weg zu seh'n,  
halt's diese Nacht von vieler Schritte Schreiten,  
die Einen in der Ferne suchen geh'n.

Wo schmal durchs Nebelgrau die Gassen führen,  
und wo kein Meilenstein im Schneeweh'n steht,  
im Treppenflur, am Riegel fremder Türen,  
ist heute tastend aller Gram zu spüren,  
der einen längst Verloren suchen geht ...

[4<sup>2</sup>]

*Ich will vor Gott nicht klagen*

Ich will vor Gott nicht klagen,  
dass Ruhm und Glanz mir fremd.  
Es ward mein Flügelschlagen  
in überwundenen Tagen  
durch grauen Reif gehemmt.

Ich will nicht Fragen heben;  
Gott, der das Feld bestellt,  
wird, was ihm Not tut, geben.  
Die Welt vergaß mein Leben  
und ich vergaß die Welt.

Ruft sie durch Dunst und Flimmer,  
die ihres Glaubens sind, –  
Gott Lob, mich lockt sie nimmer,  
lacht nur in hellem Zimmer  
mein heißgeliebtes Kind!

[4, 4<sup>2</sup>]

*Lieder an ein totes Kind*

1 Dreimal im Zimmer auf und ab

Dreimal im Zimmer auf und ab,  
das ist eine weite Reise!  
Du lächelst von meinem Arm herab,  
ja, wandern macht wissend und weise!  
Behäbig sehen die Möbel zu,  
am Sofa heißt es gewendet.  
Den Ahnen im Bilde verachtest du,  
weil das Gold seines Rahmens dich blendet.  
Doch vor dem Spiegel bleiben wir steh'n,  
so nah, dass die Händchen ihn streifen.  
Was ist für ein süßes Ding dort zu seh'n,  
zwischen blauen Deckchen und Schleifen?  
Und Vaters Schreibtisch, was ist denn das?  
Wozu die Papiere, die vielen,  
ein Federhalter, ein Tintenfass ...  
Wie kann man denn damit spielen?  
Doch Mutters Bildchen im Rahmen braun,  
das grüßen wir freundlich und heiter,  
wir müssen es ganz genau beschaun,  
erst dann geht die Reise weiter.  
Am Fenster der Gummibaum steht in Ruh,  
gemächlich, ein alter Bekannter,  
wir streben dem blinkenden Türgriff zu,  
denn er ist uns viel amüsanter.  
Und du staunst „ei – weih“, und die Tür sagt: klapp!  
– und dein Murmeln wird mählich ganz leise.  
Dreimal im Zimmer auf und ab,  
das war eine weite Reise!

## 2 Zukunftstraum

Dann werden wir Märchen erleben,  
im Garten, wir Zwei allein!  
Die Tropenbäume erbeben,  
wenn wir die Äste heben,  
und Häuptlinge werden wir sein.

Die Burg, von weißen Lianen  
umspinnen, liegt urwaldtief.  
Wir hissen der Freiheit Fahnen!  
Hier kann uns kein Glockenschlag mahnen,  
wenn Mutter zum Essen rief!

Wir streifen an stürzenden Wänden  
und kämpfen durch Wildbach und Wehr.  
Und wenn wir Pfeile entsenden,  
ist Beute in unseren Händen –  
kein Raubtier fürchten wir mehr!

Wir höhlen aus Palmenrinden  
uns einen hochmastigen Kahn.  
Wir trotzen den Südseewinden,  
was wir auf Inseln finden,  
machen wir untertan!

Wir klimmen auf felsige Kämme  
mit niemals ermüdendem Mut.  
Wir brechen durch feindliche Dämme,  
und alle Urwaldstämme  
bringen uns bunten Tribut!

Wir leben von Kräutern und Heerden –  
nur schade, die Obstzeit ist aus!  
Wir spotten Gefahr und Beschwerden.  
Nur – wenn wir sehr hungrig werden,  
geh'n wir doch lieber nach Haus!

### 3 Die Tage brennen auf die bunten Gassen

Die Tage brennen auf die bunten Gassen.  
– Daheim ans Landhaus lehnt der Park sich kühl. –  
Gelächter steigt um die Hotelterrassen,  
man grüßt Bekannte im Basargewühl.

„Ach Du – wie nett, dass wir uns hier getroffen!“  
und plaudernd sucht man eine Gartenbank.  
Schwül schwingt ein Duft aus weißen Spitzenstoffen ...  
– Zu Hause liegt mein kleiner Liebling krank. –

Die Tage brennen auf das Großstadthasten,  
das brausend prahlt in seelenloser Pracht.  
Aus fremdem Hof spielt gell ein Leierkasten,  
die Autohupen bellen durch die Nacht.

Durch Läden streif ich, zwischen Spiegelscheiben,  
und weiß dem Strom der lauten Stunden Dank,  
und lass mich ziellos durch die Tore treiben ...  
– Zu Hause liegt mein kleiner Liebling krank. –

Ich kaufte heut ein Hängerchen von Seide,  
wie's Kinder lieben, weich und farbenhell.  
Nun liegt's vor mir und spannt die Ärmchen beide  
aus leerem Bett im lärmenden Hotel.

Mir ist's, ein Händchen streichelt meine Wangen,  
weich wie die Seide drin mein Leid versank ...  
Ach, wär' ich niemals von ihm fortgegangen!  
Zu Hause liegt mein kleiner Liebling krank. –

### 4 Kinderheiland

Ich glaube, dass ich den Heiland fand,  
den ich niemals suchte und nie verstand.  
Zur Mitternacht war es, du schiefst nicht ein,  
das Nachtlicht am Boden warf tanzenden Schein.  
Du weintest leise, wimmernd und krank,

ich schob deinen Wagen vom Schirm bis zum Schrank,  
vom Schrank bis zum Schirm, – und zurück und heran – –  
Ach, dass man nicht helfen und trösten kann!  
Ich hätte gebetet für dich so gern,  
doch Gott ist so groß und Gott ist so fern –  
Nicht hört er droben, von Sternen gekrönt,  
wie ein winziges Kindlein in Qualen stöhnt.  
– – Da ward mir im düsteren Nachlichtschein,  
als wär' ich im Zimmer nicht mehr allein!  
Als beuge sich Einer herab auf dich,  
der tausendmal trostreicher war als ich,  
der tausendmal besser dein Leid verstand,  
der tausendmal süßere Hilfe fand. – –  
– – Ich habe den Heiland nie begehrt,  
der finstere Sünden gnädig verklärt.  
Doch in dieser Stunde erfasste ich:  
Du Kinderheiland, wir brauchen Dich!  
Und leise, leise schwang durch den Raum  
eines heiligen Mantels heiliger Saum;  
ein Licht wie von Sternen, und doch so nah,  
ein Lächeln, das alles verstand, was geschah,  
den Kleinsten auf Erden verwandt und vertraut,  
aus verborgenen Himmeln ein Heimatlaut,  
ein Streicheln, dem Heilung und Frieden entrann – –  
Du Kinderheiland, Dich bete ich an.

##### 5 Letzte Nacht

Noch einmal streich ich dein Kissen glatt.  
„Herzkindlein liebstes, wie blickst Du matt!“  
Ich zog deine Deckchen empor zum Kinn:  
„Schlaf ruhig, Du weißt, dass ich bei Dir bin ...“  
Ich löschte das Nachlicht, es flackerte so,  
und draußen heulte ein Hund irgendwo.  
Ich küsste dich leise – „Herzkindlein, gut Nacht!“  
– – – Auf Erden bist nie mehr du aufgewacht. – –



6 Jetzt ist eine Seele in jedem Ding

Jetzt ist eine Seele in jedem Ding,  
an das sich dein Lächeln gewandt:  
in der Schleife, in die sich dein Händchen hing,  
und im Blumenmuster der Wand.

Dein braunes Bettchen sieht starr mich an,  
aus Gittern so dunkel und leer,  
ich muss es streicheln, so warm ich kann,  
ich glaube, es friert so sehr.

Im Schrank deine Sachen, herzliebstes Kind,  
die Jäckchen mit farbiger Zier,  
mir ist's, als ob alle voll Sehnsucht sind,  
und rufen und rufen nach dir.

Der Garten, wo sommers dein Atem ging,  
am Flieder die niedere Bank ...  
Jetzt ist eine Seele in jedem Ding,  
und jede Seele ist krank.

7 Es ist ja nicht wahr

Es ist ja nicht wahr, dass du nicht mehr lebst,  
dass du nicht mehr jauchzend die Händchen hebst,  
dass du nicht mehr atmest in süßer Ruh,  
dass dunkele Erde dich deckte zu.

Es war eines Traumes herzbrechende Pein,  
vor solchen Träumen soll Gott uns fei'n!

Ich heb mich vom Kissen, zu dir ich will.  
Herzkindlein, schläfst du? wie bist du still!  
Ich taste im grauenden Morgenlicht  
nach dem Kinderwagen – und finde ihn nicht.

## 8 War nur ein Kindlein

War nur ein Kindlein, wie's Tausende gibt auf der Welt,  
die ihre Mutter zärtlich im Arme hält.  
Wenn von den Tausend eines liegt tot und stumm,  
keines Tages Leuchten wird dunkeler drum.

War nur ein Kindlein, wie Tausende, süß und fein  
täglich vom Schlafe erwachen im Frührotschein.  
Wenn eine Knospe verwelkte, ein Herzlein brach –  
im unerforschlichen Weltreich, wer forscht danach?

War nur ein Kindlein, wer hat seine Seele gekannt?  
Tausend andere spielen am Gassenrand.  
Ging eins von hinnen, – das Leben, das schwere blieb.  
Eine doch hatte es mehr als ihr Leben lieb – –

## 9 Als du noch lebstest

Was das für Worte sind: als – du – noch – lebstest ...  
Ein Zimmer, hell von Lachen und von Licht.  
Und tausend kleine Dinge sind im Zimmer,  
unsäglich süß ein rosiges Gesicht.  
Ein Bettchen steht geborgen in dem Winkel,  
wo Mutter es von ihrem Bett erreicht,  
so dass sie heimlich noch im Schlafengehen  
mit weicher Hand die blaue Decke streicht.  
Am Fenster blähen sich die Mullgardinen  
im ersten sonnenwarmen Frühlingseh'n,  
und ein ganz frecher kleiner Sonnenfunke  
will durch des Bettchens braune Stäbe spähn.  
Und auf dem Kissen mit der Spitzenborte  
legt er sich hin, als ob's ihm eigen war, –  
dicht neben ihm, geschwisterlich verwoben,  
ein feines, sonnenblondes Büschel Haar.  
– Im Schrank am Ofen türmen sich die Tücher,  
die Hemdchen, Decken, frischgebügelt, weiß;  
im höchsten Fach schart sich ums Puderbecken  
vom Gummischnullern ein erlesner Kreis.

Am Kleiderhänger, wie ihn Große haben,  
– nur Puppenmaß, aus braungestrichnem Holz,  
vom Vater selbst geschnitzt für seinen Jungen, –  
dehnt sich ein Sonntagsjäckchen, blendend, stolz ...  
– Und heute, Samstag, soll gebadet werden,  
wie wohlig sich's im lauen Wasser streckt!

Was das für Worte sind: als - du – noch – lebstest ...  
als du noch lebstest, den kein Tag erweckt ...

10 Bis wir dich wiederseh'n

Wird es noch lange währen, bis wir dich wiederseh'n?  
Werden der schleppenden Tage viele darüber geh'n?  
Werden zahllose Jahren wandern mit Wegstaub und Schnee  
über den Großstadttrubel, über das Friedhofsweh?

Aber ein Tag wird kommen, wo alles Leid verbrennt,  
wo wir dich wiederfinden, wo uns kein Weltall trennt,  
wo wir dich nie mehr verlieren, fern hinter Nacht und Zeit –  
Liebstes, liebstes Seelchen, wollt Gott, es wär' schon so weit!

[3, 3<sup>2</sup>, 9, 10]

## LIEDER DER STILLE

### *Zwiesgespräch*

Sprach er:

„Ich will mich nicht umbetet wissen,  
und nicht erwartet, – dies nur gibt mich frei:  
Schenk mich dem Zufall und dem Ungewissen  
so gänzlich, dass mich niemals dein Vermissen  
aus meinen Fahrten aufschreckt wie ein Schrei.

Steh' nicht am Fenster lauschend in den Nächten,  
lösch' aus die Lampe und geh früh zu Bett.  
Auch soll vor Gott mich keine Klage knechten,  
nicht nach mir rufen und nicht mit mir rechten.  
Leb so, als ob man mich begraben hätt'!“

Sprach sie:

„Ich will, als wärst Du nie erschienen,  
die Tage leben und die Nächte ruh'n,  
früh vor den Fenstern schließ' ich die Gardinen.  
Froh grüß' ich Gäste und ich red' mit ihnen  
von Sonntagspredigt und von Werktagstun.

Ich trink den Duft jasminberauschter Erde,  
wenn ich die Stirn von meiner Arbeit heb'.  
Ich zünd zum Abend rote Glut im Herde. –  
Nur – dass ich immer auf Dich warten werde,  
so lang ich leb' ...“

[4, 4<sup>2</sup>, 9]

*Briefe, die niemals kommen*

Briefe, die niemals kamen,  
hab' ich ersehnt mit der Post,  
irgendwelch fremde Namen,  
Freundschaft durch Fremdheit und Frost.

Freundschaft von jenseits der Raine,  
die unser Schicksal gesäumt,  
wie man gefunden keine,  
wie man sie dennoch träumt.

Menschen, die niemals kamen,  
sinn ich entgegen oft,  
weil, was uns viele nahmen,  
man von einem erhofft.

Weil über Alltagsgerinnsel,  
fern über Meere und Sand,  
sich von Insel zu Insel  
grüßende Sehnsucht spannt.

Während im Fensterrahmen  
golden der Sommer sich laubt,  
Briefen, die niemals kamen,  
hab ich entgegengegläubt.

Briefen, die niemals kommen,  
weil in der Lebensfrist  
jedes Licht, das erglommen  
sich ein Geheimnis ist.

Weil auch im Wellengerinnsel  
drüber kein Weg sich bahnt,  
immer die eine Insel  
nichts von der andern ahnt. – –

[4, 4<sup>2</sup>, 9]

*Lichtlein*

Lichtschein hinter den Bäumen,  
dessen Herd man nicht kennt,  
machte mich manchmal träumen,  
dass er für mich dort brennt.

Wachsein ist: Fragen fragen,  
wer uns dazu erdacht?  
Wachsein, das andre tragen,  
grüßt durch die fahle Nacht.

Lichtschein hinter dem schweren  
Düster, das ihn befahl,  
wenn wir das einem wären,  
wär's nicht unsagbar viel?

Wenn auch im fahlen Schweigen  
keiner die Hand mir reicht,  
– Lichtlein hinter den Zweigen,  
brennst du für mich vielleicht?

[4, 4<sup>2</sup>]

*Abende*

Von jenen Abenden einer  
ist es, die Gott gemacht,  
da man sich vorsagt, keiner  
litte in dieser Nacht.

Sieht uns nicht selig stumm an  
Liebe aus jedem Blatt –  
Liebe – wer weiß, warum man  
jemals verzweifelt hat!

Rein, wie es Gottes Hände  
schufen, das Erdreich ruht.  
Aller Kampf ging zu Ende,  
siehe, alles ist gut!

Erde, geliebtes Eiland,  
drüber die Wolken geh'n,  
leuchtend, als liebte der Heiland  
lächelnd herab zu seh'n ...

Still an einem von diesen  
Abenden, Hand in Hand  
geh'n wir mit Gott durch die Wiesen  
bis an den Himmelsrand – – –

[4, 4<sup>2</sup>, 8, 8<sup>2</sup>, 9]

*Glaube*

Ich glaube, dass einmal in allen  
Wäldern der Schnee wird tau'n.  
Ich glaube, dass einmal in alle  
Scheiben die Sterne schau'n.

Ich glaube, dass keiner vergeblich  
Herdfeuer und Herzglut schürt,  
ein jedes Lachen und Weinen  
hat irgend jemand berührt.

Ich glaube, dass alle Straßen,  
auf denen man hier sich stößt,  
einst auf den Heimweg münden,  
wo aller Nebel sich löst.

Ich glaube, wenn zwei sich lieben,  
die dennoch die Erde trennt,  
dass irgendwo in der Ferne  
schon Herbergslicht für sie brennt.

Und klingt hier auch manch ein Weinen  
wie tiefst im Walde verirrt –  
Ich glaube, es kommt ein Abend,  
da Gott daran denken wird. – –

[4, 4<sup>2</sup>, 8, 8<sup>2</sup>]



## *Lieder einer Kranken*

### 1 Das ungesungene Lied

Ich weiß, ich werde nie den Schein ergründen,  
der aus den Kelchen tiefsten Glückes gleißt.  
Ich werde nie mit kühnen Rhythmen künden  
Das Lied, das lachentrunknes Leben preist.

Ich darf den Sang der Sommerglut nicht singen,  
in meine Fenster kühler Nachtschein sank.  
An meinem Bette duften die Syringen,  
und tragen Träume, die gleich meinen krank.

Ich weiß, ich werde mählich stiller werden  
und ohne Tränen in den Frühling seh'n, –  
doch einst, – wenn doldenroter Mai auf Erden  
und weiche Winde um die Büsche geh'n ...

Wenn dann ein Lachen durch die Gärten liefe,  
das aller Jubel junger Brust durchzieht ...  
– dann wird aus meines schwarzen Grabes Tiefe  
aufstöhnen wild das ungesungne Lied!

### 2 Das Märchen

Ich hab mir ein Märchen ersonnen  
des Nachts, – da ich schlaflos blieb –:  
Es hatte die jüngste der Nonnen  
im Kloster den Bischof lieb.

Sie wollte in Sünde nicht sterben,  
– und lieben hieß sündig sein, –  
„Ach Vater, hilf Du mir verderben  
der Flamme leuchtenden Schein!“ ...

– Es zogen hinaus zu den Metten  
die Schwestern, – sie saß und schrieb:  
„Herr Bischof, ich kann mich nicht retten,  
ich hab Euch so sündig lieb!“ –

-----  
Es müssen am Kreuzwege liegen  
die Pilger, die sich verirrt, – – –  
– und doch lässt sich Liebe besiegen  
nur wenn sie entheiligt wird ...

### 3 Mein Gebet

Wohl ist mein Gebet voll Hass und voll Zorn  
für Viele in diesem Lande:  
Nicht sollen sie ernten das goldne Korn  
und geh'n im Seidengewande!  
Nicht sollen sie lachen im lichten Saal  
so hart, und prunken und prassen,  
wenn Leiden und Sterben durchschreit das Tal –  
Gott möge *sie* sterben lassen!

Doch ist mein Gebet wie Liebe so heiß,  
wie Tränen, die brennend fließen,  
für die um ihr Liebstes ich weinen weiß,  
und wandern mit wunden Füßen,  
für hilflose Qualen der Kreatur,  
für alle Einsamen, Blassen ...  
Und wollte mein Gott ihnen helfen nur,  
er möge *mich* sterben lassen!

### 4 Meine Gäste

Sie kommen von draußen und tragen  
im Blick einen heimlichen Glanz,  
sie lächeln verborgenes Lächeln,  
ihr Schritt – wie ein Träumen von Tanz ...

Sie beugen sich nieder und sagen:  
„Die Ballzeit geht wiederum an.  
Jetzt läuten die silbernen Schellen  
ihr Lied in den schimmernden Tann!

Es haben die Fenster geleuchtet  
bei uns durch die ganze Nacht!“  
– „Es hat mir, du kennst ihn, der Eine  
drei knospende Rosen gebracht!

Und gestern in schillernder Seide,  
erblühende Rosen im Haar,  
ich tanzte mit ihm, und das Tanzen,  
du ahnst nicht wie schön das war!

Und morgen mit ihm will ich fliegen, –  
dass Leben und Leid man vergisst, –  
im Schlitten durch schneelichte Wälder,  
– du träumst nicht wie schön das ist!“

– – So kommen sie oftmals und lachen,  
dann wird mir so seltsam zu Sinn:  
als läge mein Herze am Boden  
und sie tanzen und toll'n drüberhin! –

##### 5 Sie wissen nur nicht

Sie haben mein Bett ganz dicht ans Fenster gestellt,  
„Damit die Sonne so recht auf die Decke fällt!“  
– Ich weiß es ja wohl, sie meinen es lieb und gut,  
... sie wissen nur nicht, wie weh mir die Sonne tut ...

Vom Garten draußen jubeln die Kinder herauf,  
sie werfen Kränze und fangen sie wieder auf.  
Ein Kranz von Maien hat sich im Fluge verirrt, –  
er traf die Scheiben, sie haben zitternd geklirrt. –

Es trägt der Wind mir empor einer Stimme Klang,  
wohl von den blühenden Büschen am Bergeshang.  
– Wem sie wohl schmeichelt, so zärtlich und glücksverwirrt?  
– Ich trage Scherben im Herzen, die leis' geklirrt. –

Sie haben mein Bett ganz dicht ans Fenster gestellt;  
„Du sollst doch den Frühling schauen, der Einzug hält!“  
– Ich weiß es ja wohl, sie meinen es lieb und gut,  
... sie wissen nur nicht, wie weh mir der Frühling tut ...

[3, 3<sup>2</sup>]



Das Heimwehbuch  
Blätter vom Baltischen Baum  
(1926, <sup>2/3</sup>1929)



## GELIEBTE ERDE

### *Neuwacken – Aus dem Zuge*

Manchmal – die Jahre wandern –  
ziehst du vorüber flugs,  
Heimat – nun Heimat von andern –  
hinter den Fenstern des Zugs.

Dort nach des Waldes Schneise  
jäh wird der Ausblick frei;  
steigt aus dem Tal der weiße  
Schornstein der Brennerlei.

Neben der grauen Scheune  
grün sich die Koppel senkt,  
wartend dort oft an die Zäune  
standen die Fohlen gedrängt.

Über den Hofgebäuden  
ringelt der Mittagsrauch,  
hebt sich erloschener Freuden  
wehes Erinnern auch.

Wo sich die Friedhoffichten,  
wurzelnd um totes Glück,  
einmal noch waldseits lichten,  
das ist der letzte Blick.

Rot aus des Parkes Herzen  
leuchtet das schlafende Dach ...  
Zitternd aus tausend Schmerzen  
wird meine Kindheit wach ...

[5]



*Einsamer Gutshof – Grösen*

Ein Gefühl, man weiß es nicht zu nennen,  
macht die Zimmerfluchten weit und leer,  
atmet aus den tiefen Fensternischen,  
durch die offenen Flügel gartenher.

Ganz im Baumgrün liegt das Haus versponnen,  
unberührt von Schaum des Mittagolds;  
nur die langen schlanken Birkenfinger  
pochen lässig an das Fensterholz.

Aus der Küche klingt kein Laut herüber,  
kaum, das man der Mägde Singen hört,  
dass vom Stallhof, schnellgedämpft, ein Lachen  
je des Gutsherrn müde Gleichmut stört.

In ihm ist es wie ein Nicht-ganz-hier-sein,  
doch er fühlt, es ist am besten so.  
Und er sinnt und liest in gelben Briefen,  
und er lebt wie durch ein Irgendwo.

Und der Flieder blüht in jedem Jahre  
überströmender sein Lilarot.  
Und Jasmin in weißen, schweren Wolken  
duftet sich in Liebesehnsucht tot.

Und im Park und an den Windaufern  
bauscht sich's, nesterbergend, urwaldtief,  
Mücken summen und Libellen streichen  
sacht wie über etwas, das entschlief. –

Eine Magd sprach's einmal aus: „Ganz eigen  
ist der Frühling hier: wo ich auch bin,  
kann ich's hören, so als sagte jemand  
immer leise: ‚schade – –‘ vor sich hin.“

[5]

*Aus der Schwalbenschau*

Bett ich den Kopf im tiefen Gräsermeere,  
dass Laut und Landschaft in die Well'n versinkt,  
sag' ich mir vor, dass ich zu Hause wäre ...  
zu Hause ... wie das gottbenachbart klingt!

Geschäft'ge Schwalben tummeln sich im Blauen,  
gewiss dieselben, die, wie letztes Jahr,  
ihr Nest am Steinsims unseres Giebels bauen,  
weil's nirgend auf der Welt so wohlig war.

Ob sie mich seh'n? Versteckt im Wiesengrünen  
ein dunkles Pünktchen nur aus Schwalbenschau.  
Rings Heimaterde: hinter gelben Dünen  
am Horizont der Ostsee weites Grau.

Ein Flügelschlag landein: Gehöfte, Flecken,  
fern drüber hebt es sich wie eine Hand  
und Rigas fingerspitze Türme recken  
sich himmelan vor dunkler Wolkenwand.

Dort mittagwärts, im Licht gedämpften Strahles,  
liegt Mitau, wie ein kleines Lerchennest,  
den Roggenfeldern bachdurchströmten Tales  
so recht behutsam dicht ans Herz gepresst.

Ach Heimat! – Fröstelnd vor des Traumlands Toren  
steh' ich ein Fremdling wieder, fronbesiegt.  
Nichts liegt so fern wie das, was wir verloren,  
weil es dem Himmelreich benachbart liegt.

[5]

*Mitau – Stadt meiner Jugend*

Das ist die Stadt der stehengebliebenen Tage:  
Wer lebt, hat nur, wenn er wie einst lebt, Macht.  
Gläsernen Blicks starrt vom Sarkophag  
das Gestern, das die Gegenwart bewacht.

Der Trinitatis-Uhr gemessne Schläge  
hall'n langsam aus, als wehrten sie der Zeit.  
Ein milder Frühlingsabend lehnt sich träge  
an hoher Giebel müde Vornehmheit.

Am Bach, durch die beschnittenen Alleen,  
zieh'n Menschen wie ein feierlicher Chor.  
Ein Faulbaumduft aus Gärten, die zu sehen,  
man nicht berufen ist, steigt scheu empor.

Die Straßen dehnen schläfrig sich zum Markte,  
die Droschkengäule stehen in langen Reih'n.  
Wie über Wege, die man eben harkte,  
geht man, als könnte es verboten sein.

Stadt meiner Jugend! Welch ein Wiederkehren  
für Losgelöste, die sie einst umkrallt!  
Wehmütig möchte man die bronzeschweren  
Türklinken streicheln: „– bleibt ihr noch so kalt?“

Wer kann hier, ohne dass sein Herz sich bäumte,  
ein Leben fristen, das kein Makel trübt?  
Vielleicht wer nie vom Sog der Sterne träumte ...  
Vielleicht wer längst verlor, was er geliebt ...

– – Du Stadt, von farblosen Erinnerungen  
so dicht umwuchert, dass kein Wind sie hebt,  
aus deiner Hoffart nie emporgesungen,  
aus deinen Grenzen nie hinausgelebt!

Hier wuchs Erlösung keinem auf zum Werke,  
das ein Geschick in Brand und Chaos reißt.  
Hier haben Gitter mehr als Stürme Stärke  
und Gottes Namen mehr als Gottes Geist!

In dir kann man nur: Kind sein – Kinder ließen  
sich Gärten nie entzieh'n durch Zaun und Wall.  
Und: Greisin sein. Am Fenster Blumen gießen,  
und dann im Lehnstuhl still die Augen schließen  
und sterben – –, sterben kann man überall!

[5, 9]

*Gut in Kurland*

Hier war der Fußweg, der zum Wäldchen ging,  
aus dem im Sommer die Zigeuner kamen.  
Ein Windenduft um alle Hecken hing,  
wie ein verwehtes Märchen ohne Namen.

Hier lag der Feldstein immer sonnenheiß  
am Gartenende, wo wir wartend saßen  
eh Gäste kamen; schmal und flimmerweiß  
verschwammen fern am Friedhofstor die Straßen.

Von hier aus hab ich oft, wer weiß wie lang,  
ins Land geschaut, wenn's blau und blauer blasste,  
und Gott geseh'n auf seinem Abendgang,  
wie er das Land in seine Arme fasste.

Noch beugt die alte Birke sich, als wär'  
sie Wächterin vor unsres Gartens Graben;  
durch ihre Zweige wird der Große Bär  
den ersten Blick in die Veranda haben.

Das Fließchen kichert mit gedämpftem Laut  
im Wiesengrund, dem schwalbenaugen-bunten,  
– nur dass sich keiner heute selig schaut  
an diesem Stückchen Himmelreich hier unten.

Noch harft durchs Gitterwerk am Stall der Wind,  
noch ziehen heim am Rain entlang die Herden;  
– nur dass seitdem die Zäune nicht mehr sind,  
am Hang die Veilchen totgetreten werden. – –

– – Im Nebel stehen die Weiden Hand in Hand  
am Weg, den bahnwärts unser Wagen rollte,  
die Räder knirschen durch den grauen Grand – –  
Ach, dass heut keine Seele dieses Land  
als *Seele* liebt, wie Land geliebt sein sollte!

[5]

*Aus jeder Kindheit*

Wenn man's auch wollte, nie lässt sich's erzählen  
wie tief man Kind war ...  
Fasst dein Herz mich heut,  
wie ich in teppichstillen, düstren Sälen  
der Ahnenbilder starren Blick gescheut?

Wie mich die Schatten an den hohen Wänden  
durchs Haus gehetzt in atemlosem Lauf,  
bis am Balkon, mit zitterndkalten Händen,  
ich weit die Glastür riss ins Freie auf.

Und wenn am Abend durch die Enfilade  
die Eltern langsam schritten auf und ab,  
sah ich mich: klein gekauert vor der Lade,  
Spielzeug umstellt, doch wie in grauem Grab.

Und hört ich Vater leis' mit Mutter sprechen,  
und klang ein Wort, das ich nicht ganz verstand,  
war's mir, als müsst' ich etwas in mir brechen,  
damit ich ihnen näher wär' verwandt.

Und widerschien im Spiegel finstren Saales  
des Speisezimmers Hängelampe, hab  
gegrübelt ich am Rätsel dieses Strahles,  
der Leuchten war und doch nicht Helle gab.

Und später, beim Gutnacht, war es mir immer,  
als ob ich etwas zu gestehen vergaß,  
so dass ich noch im ganz verhängten Zimmer  
im Bett, mich bang besinnend, aufrecht saß.

Aus jeder Kindheit sieht ein Niegelöstes  
und Wortloses uns ungetröstet an –  
als wenn ein Tod, sehr früh schon, in uns Größtes  
betastet hat, das nicht mehr aufblüh'n kann. –

[5]

*Riga – ferne Stadt*

Stadt, die ich oftmals denk, dein Angesicht  
blickt nicht aus deiner Straßen wirrer Menge,  
aus deiner Plätze buntem Nachtgedränge –  
Schwarzhäuptersaal – Domhoheit – Gasthauslicht –  
Stadt, die ich denk, dies alles bist du nicht.

Wo *eine* Straße beim Laternenpfahl,  
an Kaufhausscheiben, die den Blick geblendet,  
aus Hast und Helle jäh zur Seite wendet,  
steht in der Häuser seelenloser Zahl  
das *eine* Haus, blasswandig, still und schmal.

Stadt, die ich denk, wenn man von Heimat spricht:  
*Ein* Fenster in vielfenstriger Fassade  
bist du, – ein Schein aus halbgeschlossener Lade –  
ein Traum – ein Glück – ein Tod – ein Torweglicht –,  
bist *eines* Menschen liebes Angesicht ...

[5]

*Dorpat*

Du gabst so vielen ein Gefühl von Rechten  
auf dich -- Sie alle wähten: „Du bist mein“ ...  
Studenten, die ihr Blut zu Rausch bezechten,  
und dann aus gottverlassnen Liebesnächten  
ihr Leben rissen in den Tag hinein.

Studenten, die ihr Jungsein kaum ertrugen,  
wie Licht, das matten Augen viel zu grell,  
bis sie, ihr Dasein hebend aus den Fugen,  
den eignen Brand freiherrlich niederschlugen,  
wie einen Widersacher im Duell.

Und Mädchen, die beseligt sich vergaßen  
ans Glück, das jäh und gell vorüberstob, –  
und sich verspülten ohne Reu und Maßen  
im Schicksalsstrom, wenn sich aus nächt'gen Straßen  
die Rathausuhr in heller Hoheit hob.

Und Mädchen, die hier ihren Frühling blühten,  
den einzigen, den man ganz reich erschaut,  
und um den Domberg, unter lichten Hüten,  
ihr Lächeln trugen, wie der Himmel Güten  
und Gnaden spendet, wenn er niederblaut.

Gelehrte, die sich ganz in Stillsein senkten  
in kühlem, gartenwärts gewandtem Raum,  
und Werke schufen, die ins Ew'ge drängten,  
wie hinterm Fenster in den unverhängten  
Nachthimmel wuchs des Sternwartturmes Traum. –

So liegst du da -- tief sinnen deine Villen  
am grünen Dom; laut lacht's auf Markt und Steg –  
Du gabst dich allen hin, trugst Gram und Grillen,  
gabst Rausch und Ruh, warst Tausenden zu Willen,  
und doch war's jedem, den du konntest stillen,  
ob er allein an deinem Herzen läg --  
[5]



*Helle Nacht*

Aus Büschen und Bächen raunen  
die Laute, die nächtlich erwacht.  
Liebdunkele Augen staunen  
in die Helle der nordischen Nacht.

Du hältst meine Schulter umfassen,  
wir wandern am Wall entlang.  
Die Stadt ist schlafen gegangen,  
der Vollmond lächelt am Hang.

Wir kreuzen die Schienendämme,  
entschlummert liegt das Geleis.  
Weit beugen die Weidenstämme  
sich über des Flusses Gegliss.

Weißflockiger Wölkchen Gewimmel,  
gespiegelt, treibt um den Steig.  
Schwarz hängt vor kristallklarem Himmel  
der Weiden verschlungnes Gezweig.

Wir bleiben am Brückenrande,  
gelehnt an die Brüstung, steh'n.  
Du sprichst: „Deinem Heimatlande  
hab ich nun in die Augen geseh'n!

Und was mir ein Rätsel geblieben  
in dir, meine Seele nun liest:  
Ihr Beide tragt tieferes Lieben  
als ihr es bei Tage erschließt.

Ihr könnt überströmend verschwenden  
euch nimmer in Jauchzen und Glut;  
ihr deckt noch mit schüchternen Händen  
die sternhimmel-spiegelnde Flut.

Ihr schenkt nicht in leichter Bereitschaft  
euch jedem, der flüchtig euch streift,  
– nur Einem, des Wacht und Geleitschaft  
quelltief euch belauschend begreift.

Ihr rauscht in Fontänen und Blüte  
nicht über – –; still perlt euer Quell  
aus Waldland, wie flüsternde Mythe –  
doch bleibt ihr in sommernder Güte  
bis tief in die Nächte noch hell!“

[5]

*Daheim*

Unser Haus – baumschattenumspielt steigt's auf  
am Ende der winkligen Gasse.  
Mir ist's, fass ich läutend den Glockenknauf,  
als ob ich ein Herz umfasse.

An der alten Haustür das runde Schild,  
drauf dein Name mit dunkelen Lettern.  
Drei Stufen, zertreten und Regen-gerillt,  
und raschelnd von Lindenblättern.

Noch sind die Läden nicht zugemacht,  
ich reck mich empor sie zu schließen.  
Vor den schwarzen Scheiben staunt schwarz die Nacht:  
wie weiß die Gardinen fließen.

Aus der Wohnstube nur, durch das Blumengerank,  
strömt Licht auf den Kiesweg im Garten.  
Ein Schatten – dein Schatten – lehnt dunkelschlank  
am Fensterkreuz wie ein Warten.

Daheim ... auf die Hauswand, baumschattenumsäumt,  
fällt von drüben ein Strahl der Laterne.  
Und unser Schlafzimmerfenster träumt  
weitoffen ins Lächeln der Sterne ...

[5]

### *Trennung*

Wie du jetzt ohne mich den Tag durchlebst – –  
Mir ist, ich seh' dich durch die Stuben gehen,  
einsam und ernst, ins Schneegestöber sehen,  
und wie du tief in Arbeit dich vergräbst.

Ich seh' der grünen Lampe hellen Kreis,  
bilderumschattet, auf der Schreibtischplatte.  
Du sitzt gebeugt. Von engbeschriebenem Blatte  
eilt deine Hand auf neuer Blätter Weiß.

Flink tickt die Armbanduhr. Du schließt die Reih'n,  
erhebst dich, um dein Nachtmahl zu bereiten,  
holst Brot und Tee, – das Tischtuch erst zu breiten  
lohnt nicht die Müh, – und schenkst dir müde ein.

Und bist so ganz allein im stillen Raum,  
so tief allein im Fluten der Gefühle,  
und ganz zersehnt – und selbst nach meiner Kühle,  
nach meinem Schweigen, meines Ärmels Saum ...

\* \* \*

So darben wir, von Raum und Zeit besiegt,  
die uns Gewalt tun. – – Im verhängten Zimmer  
erfühlst du's nicht, wie innig immer, immer  
sich meiner Seele Sehnsucht an dich schmiegt ...

[5]

*Winter*

Novembers Klagesymphonien verstummen.  
Aufs müde, meilenweite Flachland sinkt  
schneestille Nacht, durch die nur der vermummten  
Gehöfte blasses Lichtergrüßen blinkt.

Bewölkten Himmels Flocken treiben ... treiben  
um Telegraphenstangen, Baum und Zaun.  
Die Kinder hauchen auf die blinden Scheiben,  
sich einen letzten Ausblick aufzutau'n.

Und röter malt der Schein von harz'gen Scheiten  
den Flur, und öfter tastet Hand nach Hand.  
Und tiefer fühlt man eigne Einsamkeiten  
des Landes großer Einsamkeit verwandt.

Und fühlt sich eins dem Licht, das durch die Flächen  
mühselig Antwort sendet, Docht zu Docht;  
dem Pulsschlag eins, der in vereisten Bächen  
der Auferweckung stet entgegenpocht.

Und dichter deckt den weltvergessnen Sprengel  
die Nacht, die Weg und Weiserstein umspinnt.  
Schneelichtumflossen schreitet Gottes Engel,  
der alle zählt, die ohne Hilfe sind – – –

[5, 8, 8<sup>2</sup>]

*Nirgend*

Nirgend haben die Bäume so viel Schicksal geseh'n,  
wie die schweigsamen Birken, die ums Zuhause steh'n.  
Jeder dunkelnde Giebel weiß wer im nächsten wohnt,  
blinzelt aus schmalen Scheiben auf in den gelben Mond.

Nirgend breitet ein Dach sich liebeschirmender aus,  
als in der steigenden Gasse über mein Kleinstadthaus.  
Niedere Stufen ducken sich duldsam unter dem Fuß,  
hinter dem holzbraunen Tore atmet des Gartens Gruß.

Nirgend leuchten die Wolken soviel Trost und Bescheid,  
als wo uns Kindheitswege kennen in Gläubigkeit –  
rankt um die Lattenzäune, lenzlich und fliederzart,  
langvergang'ner Tage gottreiche Gegenwart.

Nirgend sind näher die Wurzeln allen Wunders und Grunds,  
sind wir uns aufgetaner, sind wir daheimer in uns,  
sind wir so reich wir selber, Saat im entblätternen Wind –  
als auf der Erdscholle, aus der wir geworden sind.

[5, 8, 8<sup>2</sup>]

*Wo die Straße biegt*

Wo die Straße biegt  
und wir nicht mehr die Lichter sehen,  
da liegt  
das Haus, in dem die Märchen alle geschehen.  
Als ich noch klein  
und wissend war, ich hätt' es  
euch zeichnen können an die Wand des Bettes:  
Laternenschein,  
und eine Tür – halboffen. Und dahinter  
die ganze Welt, die aus den Worten: „Winter“  
und „Abend“ und „Nachhausekommen“ für  
ein Kind ersteht –:  
die schmale Märchentür.

-----

Wo die Straße biegt  
und wir nicht mehr ihre Laternen  
und Türen seh'n, noch den Schein aus den Fenstersternen,  
da liegt  
das Haus, wo du nun bist.  
Es ist  
sehr weit, ich weiß.  
Doch wenn ich denk: die Schwelle ...  
Auf dunklem Kies deines wachenden Fensters Helle ...  
rückt alles leis'  
heran. So nah – – dort gleich am Weg muss es liegen,  
wo die letzten Häuser nach links zur Seite biegen,  
fast könnte man's seh'n –:  
Darin  
allnachts ich im Traume bin,  
und meinem Herzen die großen Wunder gescheh'n ...

-----

Wo die Straße biegt,  
– nur ein wenig zu weit ist's, heute  
noch hinzugeh'n –  
ich weiß, dort liegt  
die Tür, die alles was uns gegrämt und freute  
verschließt, und was wir einsamen großen Leute  
noch nicht versteh'n.  
Ein kleiner Docht  
wird sicher schon Willkomm durch Spalte und Schlüsselloch brennen.  
Man pocht  
und braucht nicht einmal laut seinen Namen zu nennen.  
Erwartet ist jeder, schon lange.  
Und doch sind so viele bange  
und zittern vor dem, was dahinter.  
Doch wer  
aus Nächten her  
und aus tiefem Winter  
zum Tor sich findet,  
ist so unendlich froh.  
Es ist nicht weit, nur man kann es von hier nicht sehen,  
weil die Straße sich biegt  
und windet.  
Doch ich weiß, es liegt  
gleich neben den letzten Häusern, die drüben stehen,  
inmitten der Stadt:  
Das Tor, das den Schlüssel hat  
für alle die dunklen Dinge die hier geschehen – – –

[5]



WIR BLEIBEN

*Abzug der Deutschen aus Kurland*  
(2.1.1919)

Das waren die schwarzen Nächte  
vor dem Steigen des roten Meer's –  
Da riss sich vom Brüdergeschlechte  
die Treue des deutschen Heers.

Drei Jahre segnender Sonne  
sanken in Kurland zu Grab – –  
Kolonne um Kolonne  
zieht südwärts die Straße hinab.

Ich hör noch das Wagengerassel  
nachtnächtlich, der Rosse Huf,  
der Rohre Eisengeprassel,  
der Führer Scheltwort und Ruf.

Sie ziehen, sie ziehen, die grauen  
Gestalten und wenden sich nicht.  
Die Fenster, die niederschauen,  
verlöschten ihr letztes Licht.

Jetzt schlägt die Sterbestunde  
ihrem baltischen Bruderstamm!  
– – Aus deutschem Soldatenmunde  
schallt Jauchzen vom Schienendamm.

Wir lehnen am Fenster und lauschen  
den Stimmen, so wohl uns bekannt.  
Des Todes Fittiche rauschen  
über das schutzlose Land.

Die schwarzen Nächte verschlingen  
die Züge – – das Ende ist nah – –  
Die deutschen Soldaten singen:  
„Juchhei – rassa – “

[5]

*Herrentod* (1919)

Zehn Knechte trieben ihren Herrn zum Sterben.  
Glanzlos am Galgenberg verglomm ein Stern.  
Und Schnee fiel gläsern über Schnee gleich Scherben.  
Die trunkenen Knechte johlten um den Herrn.

Schraff schritt er in zerschlissner Schräflingsjacke,  
unwandelbaren Hochmut im Gesicht.  
Die Schultern trugen schwere Eisenhacke,  
und seine Augen unverhülltes Licht.

Wozu die Hacke? „Um mein Grab zu graben.“  
Wozu das Leuchten, mordumbrüllter Mann?  
„Es ist ein Dank, ich will ihn bei mir haben,  
damit ich, wenn's so weit ist, lächeln kann ...“

Mir ist von Wolken über meinem Parke  
seit Kindheitsfrühe sehr viel Glück gescheh'n ...“  
Und sprich, wozu, trotz Fluch und Tod, der starke  
Hochmut in dir? „Zum Wiederaufsteh'n ...“

[6]

*Der Pastor*

Dem Volke geben, was des Volkes ist. --  
Wer aber wägt, wann eine Pflicht erledigt?  
Wenn nachmittags, nach kurzer Ruhefrist,  
sein Schritt der Arbeitsstube Licht durchmisst,  
formt schon sein Sinnen an der Sonntagspredigt.

Und in der Sprache, die nicht seine, spricht  
er Rat den Fragenden und Trost den Kranken.  
Um seinen Schreibtisch drängt, wie vor Gericht,  
sich Streit und Not, und er ermüdet nicht  
in sie zu sä'n versöhnende Gedanken.

Zu Jenen, die nicht kommen wollen, steigt  
hinab er in verräuchert dumpfe Katen;  
wo Argwohn grollend ihm entgegenschweigt  
aus Männerblick, mild zu den Kindern neigt  
er sich, die furchtsam seinem Wagen nahten.

Nur abends liebt beschaulich er zu geh'n,  
von Blüten lernend, wie den Tag sie priesen,  
durch selbst gepflanzte silbernde Alleen  
von jungen Bäumen, und dann aufzuseh'n  
ins Sonnensinken über weiten Wiesen.

Dann, laut in *seiner* Sprache, ruft er, wie  
ein Kind zu Gott, inbrünstig Ihm erschlossen.  
– Fremd klingt's den Mähern in die Melodie  
des Sensenschlags. *Sie* redeten so nie!

-----

Und als die Zeit erfüllt war, haben sie  
am Waldrand ihn mit seinem Sohn erschossen.

[5]

*Morituri te salutant*

Und wieder schwoll des Schicksals dumpfe Fuge  
und brach im Land wie Götterdämmerung an.  
Zum Morituri-te-salutant-Zuge  
rief keine Macht und zwang kein Heeresbann.

Sie aber kamen: heiß vom Knabenspiele,  
die schmale Stirn trug schwer des Stahlhelms Wucht,  
und hochschulher, und stürzten sich vom Ziele,  
vom hellen Aufstieg in die Aufruhrschlucht.

Sie kamen: erntende, gereifte Männer,  
gramfurchend der geliebten Frau Gesicht,  
und stellten sich, unbeugsame Bekenner,  
dem Aufruf ihrer selbst gewählten Pflicht,

Nicht war ihr Zug ein Schreiten auf Kothurnen,  
es singt kein Heldenlied von ihrem Los,  
und unverkündet von umkränzten Urnen  
sank ihr Geschick in ihres Waldes Moos.

Sie kamen lohnlos, als des Landes *Söhne* –  
nicht haben *Söldner* gleiches je vollbracht, –  
ihr deutsches Erbe wehrend dem Gedröhne  
des Ansturms hundertfacher Übermacht.

So schritten sie, in grauen Eisenhauben,  
ostwärts die kühnen Blicke, bleiungeschwirrt  
dem Tod entgegen und dem großen Glauben,  
dass aller Liebe Auferstehung wird,

dass Todgezeichnete: Gebenedeite  
der Zukunft sind, zu höh'rem Sein gesät,  
ob deren Weg des alten Worts Geleite:  
„Als Sterbende – doch sieh wir leben!“ steht.

[5]

*Hans Baron Manteuffel*

Führer des Stoßtrupps, gefallen in Riga am 22. Mai 1919.

Du bist gefallen – ein Morgenrot  
wird nimmer zum Tage ersteigen.  
Du warst voll Feuer, du bist verloht,  
du warst voll Taten, nun bist du tot,  
gegangen ins große Schweigen. –

Wir hören noch deinen Kommandoruf  
aus Rauch und Flammen erschallen.  
Der spielende Wellen zur Sturmflut schuf,  
du stürmtest voran uns allen.  
Hinein in das Feuer jenseits vom Strom!  
Und fletscht auch der Tod vor der Schwelle,  
wir schützen das Schloss, wir schützen den Dom  
und wir sprengen die Zitadelle!

Wie kannst du jetzt schlafen, so still und kühl?  
du weißt doch, wie sehr wir dich brauchen,  
du weißt doch, dass rings noch vom Kampfgewühl  
verwüstete Herde rauchen.  
Viel Arbeit wartet noch unerreicht,  
zu rächen nicht gilt's nur und retten,  
viel Arbeit – die allerschwerste vielleicht –  
liegt unter den Trümmerstätten.

Du darfst nicht ruhen! Steh auf und lausch,  
wir haben soviel dir zu melden:  
Durch Riga braust's wie ein Jubelrausch  
und die Sterbenden starben als Helden.  
Wir müssen dir sagen, wie Riga fiel,  
wie kühn sich dein Stoßtrupp geschlagen,  
wir müssen dir sagen soviel, soviel  
von diesen gewaltigen Tagen!

Du kannst nicht schlafen, – du wartest bloß,  
ob wieder man rufen dich wolle ...  
Hoch bäumt sich dein Wille ergebungslos  
dem Schicksal der baltischen Scholle.  
Noch bricht deine Liebe aus Nacht und Bann  
empor, bis ihr Werk sich vollendet.

Wir wissen's: du stürmst uns aufs neue voran,  
wenn wieder zum Sturm wir entsendet.  
Wir wissen's: du führst uns, dein Auge loht,  
du rufst und mit herrischem Halle:  
Bis die Heimat aufsteht aus aller Not –  
Wer zögert? – Vorwärts! – Du bist nicht tot,  
und wir folgen, wir folgen dir alle!

[5]

*Wir bleiben*

Es wogt und wandert ein großes Heer,  
die Augen voll Fernweh, die Herzen schwer,  
wie Herzen sind, wenn sie reisen.  
Ein Dorf im Westland, ein Strand im Süd,  
ein Tal, wo golden der Laubwald blüht,  
lockt hinter den grauen Geleisen.

Sie wandern – warum? Sie wandern – woher?  
Weil die Scholle zu arm und zerbrochen die Wehr,  
die schirmend die Wiesen umfriedet.  
Weil blauschwarz ein Wetter am Parkrand stieg,  
weil zu lastend ein Kreuz und verloren ein Krieg  
und die Kraft, die einst Schwerter geschmiedet.

Sie wandern. Und rastlos ehot ihr Schritt,  
und sie drängen und drohen: „So kommt doch mit,  
statt hier zu verdorr'n und verrosten!“  
Lasst uns Ernten wecken aus junger Farm,  
statt mit waffenlosem, gebundnem Arm  
zu fall'n auf verlorenem Posten.

Und das Echo ruft, und die Fernen blau'n,  
und ihr Schritt verhallt, und die Wolken grau'n  
herauf aus der Wetterecke. – – –

– – – Wir aber, wir wollen nicht pilgern geh'n,  
solang in der Heimat zwei Bäume noch steh'n  
und noch Blüten blüh'n in den Hecken.

Solang unser Lied in den Winden treibt,  
solang noch ein Fußbreit Landes uns bleibt,  
– und es *bleibt* uns, wenn *wir* ihm nur bleiben!  
Und die Glocken soll'n hall'n ihren deutschen Ruf,  
und die Straßen bezeugen, wer einst sie schuf,  
und soll Licht fall'n aus unseren Scheiben.

Wir wollen nicht Fremdlands Farmen betreu'n,  
wenn um unsere Felder die Blitze dräu'n  
und unsere Ernten noch draußen.  
Und so uns nicht selber die Treue riss,  
diese Scholle bleibt unser Fidei-Kommiss,  
trotz Feinden von innen und außen!

Wir tragen als Erben in Blut und Blick  
erloschner Geschlechter Kämpfergeschick,  
und müssen uns neu ihm verschreiben.  
– Lockt auch Fernlands Küste flimmerumhaucht,  
*wir* bleiben dem Lande getreu, das uns braucht,  
wir bleiben, – wir bleiben!

[5]



### *Emigranten*

Wir sind von eurem Blut und eurem Stamme,  
und was wir bauten, eure Mark umstand's.  
Auf unsrer Lager Wacht- und Opferflamme  
lag nie die Segnung eines Vaterlands.

Wir prahlen nicht, – kann man mit Armut prahlen?  
Doch wuchs aus Armut die Erkenntnis auf:  
Uns gelten Seelen und euch gelten Zahlen,  
wir werten Kämpfe und ihr wertet Kauf.

Ihr wusstet nichts von uns, die wie Geschwister  
euch glaubten, unsrer Wesensart vertraut,  
die aus dem Vaterhaus nach fern gehisster,  
umstürmter Flagge wartend ausgeschaut.

Wir sind Vertriebene von Heim und Boden;  
euch fremd zu bleiben, ist was uns durchfriert.  
Ihr lacht, dass wir nicht geh'n nach neusten Moden,  
uns schmerzt, dass jede Mode euch regiert.

Wir liebten euch, die unsre Sehnsucht fühlte  
als Ziel im Treusein, Sinn in allem Lied.  
Ihr wart das heiß von unserm Schmerz umspülte,  
von unserm Traum umleuchtete Orplid!

Wir sind Enterbte nun, an euern Tischen  
zu Gast, wo ihr uns einen Platz verleiht,  
und hören Neugier wispern aus den Nischen,  
und wenn es mehr ist, milde Duldsamkeit.

Und unsre tiefe Heimwehwunde eiert,  
wenn man uns dünkelt das Urteil spricht:  
„Gescheiterte!“ – dass wir an euch gescheitert,  
an unserm Deutschlandglauben fühlt ihr nicht!

Schwer liegt auf uns die Wohltat der Gewährer,  
weil eure Hand sie Niegeliebten gibt.  
Nur eins trägt unsere Verarmung schwerer:  
dass ihr's nicht wert, wie sehr wir euch geliebt!

[5]

*Kameraden*

(In Erinnerung an den 22. Mai 1919)

Die Einen hier – und die Andern dort,  
und wer weiß, wo im Leben die Dritten ....  
Und die Toten sind tot und die Zeit geht fort  
mit ewig gleichmütigen Schritten.

Der eine darbt – und der Andre schafft,  
bis die Hände den Acker bezwangen.  
Und des Dritten Wunde blutet und klafft,  
als hätt' er sie heute empfangen.

Und der Eine ward matt – und der Andre wuchs,  
und der Dritte verirrt im Wandern, –  
den Einen erweckt's und den Zweiten zerschlug's –  
und Keiner fragt nach dem andern ....

\* \* \*

Aber einmal, einmal in jedem Jahr  
ersteigt aus bleiernem Särge  
der Tag, der allen einst Schicksal war,  
weit hinter den Alltagsbergen.

Der Eine von hier, und der Andre von da,  
und wer weiß von wie fernher der Dritte,  
– wie einst an den Ufern der grünen Aa  
Hall'n wieder im Gleichklang die Schritte.

Und sie wissen aufs neue warum und wem  
ihres Daseins Blüte gegeben.  
Wie einst vor den Feuern von Kalnezeem  
sind sie wieder ein Stamm und ein Leben.

Und sie fühlen das Kreuz an der linken Seit,  
das eiserne Kreuz der Balten,  
– nicht die Dünabrücke nur galt's im Streit,  
viel mehr gilt's zu stürmen und halten!

Und sie fühlen das Kreuz, und sie fühlen „wir!“  
Und die Feuer von Kalnezeem brennen  
in den Augen, die unter dem grauen Visier  
des Alltags sich Brüder nennen.

– Weiß keiner vom andern, wo gestern er war,  
ob er aufwärts stieg oder nieder –  
aber einmal, einmal in jedem Jahr  
erkennt ihre Seele sich wieder!

[5]

*Kleiner Erbe*

Drei Beete nur sind ihm Besitz und Freude,  
seit fremder Griff der Väter Erbland schmolz.  
Von ihrer Herrschaft über Hof und Holz  
blieb nur ein Brachfeld und ein Stallgebäude  
und was er ‚Garten‘ nennt mit stillem Stolz.

Nun wächst er auf wie rings die Häuslerjungen,  
barfuß auch er, zerschunden Stirn und Knie,  
mit vielgeflickter Hose so wie sie –,  
und wird er von der Übermacht bezwungen,  
so beißt er um sich, doch er weinte nie.

Nur wenn sie schimpfen und mit Steinen werfen  
nach dem, was einst am Turm ein Wappen war,  
tut er nicht mit. Sein Blick wird seltsam klar  
wie unter eines Hasses Waffenschärfen.  
Und schweigend steht er in der rohen Schar.

Er hat zum Stolzsein weder Reich noch Rechte  
wie seine Väter, Herrn von Wald und Wild,  
nur einen Namen, der jetzt nichts mehr gilt.  
Und hat noch dies: vorm Einbruch grober Knechte  
ein Reich *in sich* zu schützen – ohne Schild.

[6]

### *Kriegserinnerung*

Du hebst die grauen Augen müden Blickes  
vom Fenstertisch, noch in der Arbeit Bann.  
Erinnerungen fernen Kriegsgeschickes  
seh'n von des Eckschranks Borden still dich an.

Versunkne Welt ... Quartier in fremdem Lande ...  
Frontnah die kleine Stadt am Mühlenteich ...  
Ein Weg – ein Wort – wie dicht am Wolkenrande  
verglühend und doch unverlöschbar reich!

Versunkne Sommer ... Menschen, deren Namen  
du nie gedacht, jäh bis ans Herz gerückt. –  
Und Trennungen, gewaltsam wie in Dramen  
sich Schicksal auftürmt, das uns ganz erdrückt.

Versunkne Seligkeit – versunkne Qualen –  
Verzicht und Brand, der Auferstehen begehrt.  
In deinem Raum auf dunkelnden Regalen  
lehnt Buch an Buch, das langsam sterben lehrt.

Du lernst es auch. Nur noch in letztem Schauen  
grüßt du, was Licht einst deinem Wandern lieb.  
Denn du begreifst: nun kommt das Abendgrauen,  
auf deinem Tisch der schmale Brief sagt .. „Sie“ ...

Du löst ein Bild – wie klar des Städtchens Dächer  
im Mühlenteich sich spiegeln! – von der Wand,  
und schließt's ins Schweigen kühler Schreibtischfächer  
zu andrem Lächeln, das nie auferstand.

Zum leeren Wandplatz hebst du den Kalender,  
der streng mit schwarzgeziffertem Gebot  
Erinn'ung löscht wie goldne Wolkenränder – –  
Und nun ist alles, was wir lebten, tot!

[5]



Dass wir uns trennen mussten  
(Überwiegend aus den 20er Jahren, 1975)





*Ein verdunkeltes Haus*

Ein verdunkeltes Haus in entschlafener Stadt –  
Eine Tür, die sich lautlos geöffnet hat –  
Die Nächte kommen und gehen.  
Ein Schmerz entwich und ein Traum ward wach –  
Kalt glitzern über dem schirmenden Dach  
die Sterne, die alles gesehen.

Ein verdunkeltes Haus, auch im Giebel kein Licht;  
und die Wendeltreppe verriet uns nicht –  
das Glück hat unhörbare Sohlen.  
Die Lippen, tagsüber entsagungsvoll,  
nun, da die Nacht sie entschädigen soll,  
verschmelzen ihr Atemholen.

Tagsüber: Geplänkel mit „Schach!“ und „Matt!“ -  
Ach, spielen und lächeln macht niemand satt,  
das wissen die himmlischen Horden:  
die Wega, der Schwan und der Große Bär.  
Und wenn nicht alles so traurig wär',  
wir wären selig geworden.

Den Sternen hat es nichts ausgemacht,  
sie sehen dergleichen in jeder Nacht  
und erleben es doch nur von ferne.  
Wir haben es anders durchleben gemusst,  
ganz anders, im Jauchzen jenes August,  
zur Zeit der fallenden Sterne.

[3, 3<sup>2</sup>, 11]

*... und dann ...*

Feldgrau dein Mantel, feucht und sonnverbrannt  
die Stirn am violetten Mützenrand –

Vom Ritt zerzaust das Haar, schon Grau im Blond –  
Glut in den Augen kamst du von der Front –

Du risst die Tür auf – atemlos – und dann ...  
... fing uns der liebe Gott zu zürnen an ...

[11]

*Deine Geige*

Es war und es währt noch immer,  
– gleichviel wie sehr und wieso –  
du spieltest im dämmrigen Zimmer  
das Faustwalzerlied von Gounod.

Du wurdest bewundert von Vielen,  
dank deinem rheinischen Charme.  
Du hieltest noch nach dem Spielen  
die Geige zärtlich im Arm.

Du schautest mich an und du lachtest,  
liebtestest die Geige leis' ...  
Ich wusste, woran du dachtest,  
und du wusstest, dass ich es weiß ...

[11]

*Zwei Heimatländer*

Dein Land und meines: grüne Rebenhänge  
und stolze Städte säumen deinen Rhein –  
Die Winter bunt vom Karnevalsgedränge –  
Bei mir daheim: tiefdunkle Waldesgänge,  
und jeder meilenweit mit sich allein.

Und unsre Mütter: deine, gottgefällig,  
gewohnt im Beichtstuhl tief gebückt zu knien –  
die meine aber ahnte unterschwellig,  
dass alle Sterne hell und siebenstellig  
zu Häupten aller großen Träume zieh'n.

Und unsre Götter: unnachgiebig blickte  
der deine, der es dir so schwer gemacht,  
du selbst zu sein im Ansturm der Konflikte!  
Der meine wusste mehr von uns und nickte,  
und manchmal hat er herzlich aufgelacht.

[11]

*Ansichtskarte*

Wie wohlig sich die liebe kleine Stadt  
ins Grün der Wiesenbucht gebettet hat!  
Lass dieses Bild auf deinem Schreibtisch steh'n,  
dann kannst du hin und wieder nach ihm seh'n:

Der Stadtpark dehnt sich bis zum Teich heran;  
zum Friedhof schlängelt sich der Weg bergan,  
zur Mühle rechts – wenn sich die Flügel dreh'n,  
an schweren Schatten kann man's weithin seh'n.

Der Kirchturm reckt sich selbstbewusst empor,  
bunt liegt der Marktplatz vor dem Kirchentor.  
Hier biegt die Straße ab zu unsrem Haus,  
du findest seinen Giebel leicht heraus.

Das steile Dach von roten Ziegeln schaut,  
als wär' es jedem Freund, der ihm vertraut,  
und dem noch Heimat, der sich nach ihm sehnt ...  
tief in des Gartens dichtes Laub gelehnt.

Die Bäume heben himmelnah ihr Haupt –  
(an Bäume denken bleibt dir doch erlaubt?)  
Sieh dich noch einmal an dem Bildchen satt  
und denk an ..., nein, nur: „liebe kleine Stadt...“

[8, 8<sup>2</sup>, 11]

*So wird es sein*

1

So wird es sein, wenn wir's auch nicht begreifen –  
wie vieles blüht, von Ernte unbeschenkt.  
Die Zeit wird das Zuviele von sich streifen  
und mählich zu verblichem Alltag reifen,  
der sich als Frieden auf die Schläfen senkt.

So wird es sein – wer könnte dem entgehen –  
In Nachkriegsjahren altert das Gesicht.  
Der letzte Händedruck: „Aufwiedersehen!“,  
das letzte Winken wird im Wind verwehen –  
Die Schienen kümmert unser Abschied nicht.

So wird es sein: du wirst Vergessen suchen  
in Dienst und Weihrauch an geweihter Statt.  
Und wirst am Ende deines Kreuzwegs buchen,  
dass Er, dem unbeherrschte Herzen fluchen,  
es wohlgetan und dir vergeben hat!

So wird es sein: ich werde auch verwinden,  
wiewohl noch viele Winter erst verschnei'n,  
und will ein Zelt für meine Schwermut finden,  
und abends meine Arbeitslampe zünden,  
und still in dieser blassen Stille sein.

Und Mond und Wolken werden rastlos wandern  
hoch über Zelt und Grab und Domgestein,  
zehntausend Gleise laufen, gleich Mäandern,  
doch keines führt den einen je zum andern – –  
du glaubst es nicht! Ich weiß, so wird es sein.

2

Manchmal fürcht ich, *ich* soll Recht behalten  
und wir selbst verändern das Gesicht,  
und es hilft kein frommes Händefalten  
vor dem gnadenlosen Schwur-Gericht.

Manchmal fange ich zu dichten an  
in dem schwerem Umbruch solcher Tage,  
und erschrecke, dass man sterben kann  
so umsonst, wie in der Siegfriedsage.

Manchmal findet sich kein Reim darauf,  
dass man uns so Blasses zugemutet –  
und dann höre ich zu dichten auf,  
ganz und gar von deinem Schmerz durchblutet –

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>, 8, 8<sup>2</sup>, 11]



*Abschied zu Allerseelen*

Nacht. Noch einmal durch das Wagenfenster  
deine Hand um meine Hand gepresst.  
Zögernd kam der Zug in Fahrt, wie immer  
wenn er eine Bahnstation verlässt.

Durch den Fahrtwind klang, schon halb zerrissen,  
dein „Aufwiedersehen!“ an mein Ohr.  
Dass wir uns nie wiedersehen würden  
kam uns damals unausdenkbar vor.

Leer der Bahnstein; sternlos der November,  
überschwemmt vom Schmerz des Lebewohls.  
Fern verklang, wie letztes Atemholen:  
... save our souls ...

[11]

*Dein Glaube*

„Wir wollen unser Schicksal also tragen“,  
schriebst du, verträöstend unser Trennungsleid:  
„Dass nach zehntausend schweren Erdentagen,  
nach diesem kaum erträglichen Entsagen,  
wir uns vereinen in der Ewigkeit!“

Dein Glaube half dir – half sogar uns beiden.  
Du hieltest unverbrüchlich fest daran,  
dass Gott persönlich dir in Not und Leiden  
Beschützer war. Mich aber im Bescheiden  
beschützte nur ein kleiner Talisman.

[11]

*Gräm dich nicht*

Aus dem Chaos sturmdurchwühlter Stunden,  
aus dem Tief vulkanischer Gewalt  
hast du stets zu Gott zurückgefunden,  
denn du kanntest seinen Aufenthalt.

Nein, *ich* konnte deinen Gott nicht orten,  
weil ich so viel Ferne nicht durchmess.  
Gräm dich nicht – Er wird mich dennoch horten:  
einmal nachts hört Er mein S O S.

[11]

*Erwachen*

Ich schreckte aus heißem Kissen  
empor und schlief nicht mehr ein.  
Was hat aus dem Schlaf mich gerissen?  
Drang Licht oder Lärmen herein?

Vielleicht von den fallenden Früchten,  
die gestern die Sonne gereift?  
Vielleicht, dass im Nachtwind die Fichten  
die offenen Scheiben gestreift?

Vielleicht, dass am Gasthofzaune  
die Hunde zu gellend gebellt,  
wo wieder in trunkener Laune  
verspätete Gäste geschellt?

Vielleicht weil das Mondlicht dem Raume  
so zuckendes Leuchten verlieh?  
Vielleicht – vielleicht weil im Traume  
die Sehnsucht zu laut nach dir schrie ...

[3, 3<sup>2</sup>, 11]

*Wissen möchte ich*

Wissen möchte ich, ob die kleine, fromme  
Hausflurlampe glimmt, wie einst sie glomm?  
Ob ich je zu dir nach Hause komme?  
Was du sagen würdest, wenn ich komm?

Wissen, ob noch in der Kleinstadtgasse  
Nachbarneugier durch den Vorhang äugt?  
Ob sich übers Kirchendach die blasse  
Stirn des Mondes noch so freundlich beugt?

Wissen, ob du manchmal vor dem Schlafen  
fühlst, was meine Seele zu dir sagt?  
Oder trat, seit wir uns nicht mehr trafen,  
etwas ein, was alles überragt?

Wissen, ob das Weinlaub noch im Winde  
halb versteckt das Fenster unterm First?  
Ob ich je dein Lächeln wiederfinde?  
Ob du meines noch erkennen wirst?

[11]

*In Versuchung*

Manchmal, wenn ich in Versuchung komme,  
die ich niemandem mehr beichten kann,  
ist es mir, als sähe deine fromme  
Trauer mich mit schweren Augen an.

Und ich such' in jähem Händefalten  
einen Halt vor dem, was nach mir fasst,  
so als müsste ich dir Eide halten,  
die du nie von mir gefordert hast;

So als müsste ich dir Nachricht senden  
über alles, was ich träum' und trag',  
seit der Segenswunsch von deinen Händen  
wie ein Reif um meine Schläfen lag.

Hast du Grund, dich noch darum zu grämen  
wenn mein Durst an flachem Quell sich labt'?  
Nein, du sollst vor Gott dich niemals schämen,  
dass du einst so tief mich lieb gehabt!

[11]

## *Briefe*

Ich weiß, dass andre nicht gern Briefe schreiben.  
Mir tut es wohl, im gelben Lampenlicht  
des Abends manchmal länger aufzubleiben,  
wenn nur die Wanduhr durch die Stuben spricht.

Ich such den Weg, obwohl ich ihn nicht kenne,  
den *du* gehst, mitzugeh'n, und so zu tun,  
als wenn kein tausendtürm'ges Land uns trenne –  
„Wie war Dein Sommer? Woran schaffst Du nun?“

Und so zu tun, als hörte ich dich fragen:  
„Was denkst Du eben?“ Und die Feder eilt,  
die späte Antwort einem hinzutragen,  
der darum weiß, wie langsam Heimweh heilt.

„... Der Tag war laut. Das Licht des Großen Bären  
blickt durch das Gartenlaub. Des Nachtwinds Hand  
zupft spielerisch die Puscheln der Portieren  
und auf dem Schreibtisch meiner Mappe Band.

Es wird schon herbstlich. Die Kastanien gilben,  
so sommerwarm auch noch die Nächte lohn ...  
Wie viel an Schwermut fassen doch die Silben:  
,schon herbstlich ...' Ach, ein jeder Herbst kommt ,schon'.

Ob Du wohl schläfst? Ob auch um Deine Scheiben  
der kühle Atem eines Sternbilds rinnt?“  
Ich weiß, dass andre nicht gern Briefe schreiben –  
Und doch gibt's Briefe, die wie Heimkehr sind.

[3<sup>2</sup>, 8, 8<sup>2</sup>, 11]

*Was ward aus dir?*

In manchen Nächten packt's mich an:  
Was ward aus dir? was ward aus dir?  
Die Zeit entschlich – die Zeit verrann.  
Du ferner Mann, du liebster Mann –  
Was ward aus dir?

Gedenkst du des verlorenen Lands  
Waldlichtung, wo die Sonne sank?  
Vergaßt du über'm Rosenkranz  
den schattengrünen Garten ganz  
und unsre Bank?

Bist du noch treu dem heil'gen Los,  
dem sich dein Herz zu früh versprach?  
Ringst du noch, selbstgewiss und groß,  
dich aus Versuchung knirschend los,  
eh sie dich brach?

Schlägst du des frommen Kreuzes Bann  
vor deiner Träume Beutegier?  
Ob noch dein Auge leuchten kann ...  
Du ferner Mann, du liebster Mann –  
Was ward aus dir?

[3, 3<sup>2</sup>, 11]



*Du bist krank gewesen*

Und du bist krank gewesen, und ich war nicht bei dir;  
muss nun aus Briefen lesen, wie du verlangt nach mir.  
– Batest (unendliche Jahre nahmen seither ihren Lauf):  
„Was Dir auch widerfahre, ruf mich, ich warte darauf!“

Bat ich (die Worte tauchen auf aus der Sintflut der Zeit):  
„Solltest Du je mich brauchen, wär' mir kein Weg zu weit!“  
Nun bist du krank gelegen, und ich hab nichts gespürt,  
keiner von all meinen Wegen hat mich zu dir geführt.

Klang im verdunkelten Raume mürrisch der Pendelschlag,  
zähltest im Fiebertraume lauschend du Jahr und Tag ...  
Liebe ist doch vergebens, wehrlos in Dunkelheit,  
größer ist dieses Lebens Unerbittlichkeit.

Wird auch, wo einst wir genesen, Licht sein, was dunkel hier –  
– hier bist du krank gewesen, und ich war nicht bei dir!

[4, 4<sup>2</sup>, 11]

*Du batest*

Du batest: „Wenn es einmal dunkel wird  
auf Deinem Lebensweg, musst Du mir schreiben!  
Bei mir such Zuflucht, wenn Du Dich verirrt –  
mein Herz wird immer Deine Heimat bleiben!“

Die Jahre gingen nach gewohnter Art –  
ein Docht erlosch, ein Weltall ging verloren.  
Wer denkt an Briefe, wenn er mutlos ward  
im Straßenstaube vor versperrten Toren –

„Versprich mir“, schriebst du, „Wenn Du einsam bist  
und wenn Du glaubst, dass Gott Dir nicht mehr nah ist,  
nach mir zu rufen, der Dich nie vergisst,  
der, wo auch immer, immer für Dich da ist!“

Die Jahre geh'n; man lernte, sich allein  
zurechtzufinden auf der dunklen Erde.  
Ich bett die Stirn in meine Hände ein  
und weiß – dass ich dich niemals rufen werde ...

[3, 3<sup>2</sup>, 11]

*Verzichten*

„Verzichten“, beschlossen wir beide,  
und machten uns stark und still,  
in jenem unsäglichen Leide,  
„Das ist, was Gott von uns will.“

Wir zahlten mit kostbaren Jahren  
gehorsam den fälligen Sold.  
Wir werden wohl nie erfahren,  
ob Gott es wirklich gewollt?

[11]

*Vielleicht wird's einmal sein*

Vielleicht wird's einmal sein: in deinem Zimmer  
sitzt du allein, Aprilwind faucht ums Dach.  
Auf diese Blätter fällt der Abendschimmer,  
und längst erloschne Sommer werden wach.

Und deine Hand, die schon sich müde schaffte  
an ihrem Tagwerk, streicht des Buches Rand;  
und was als Wunde durch dein Schicksal klaffte,  
wird sanft berührt von unsichtbarer Hand.

Du liest die Lieder, die für dich erklangen,  
für die es nur ein totes Echo gibt –  
Um nicht zu kämpfen bin ich fortgegangen,  
und hab dich doch so sehr, so sehr geliebt ...

Du liest, und Dämm' rung legt sich auf die Seiten,  
auf das Gelöbnis einer fernen Frau –  
du lässt durchs Haar die müden Hände gleiten,  
das an den Schläfen schon von Sturmzeit grau.

Die Dämm' rung dunkelt. Draußen klingt die Pforte –  
und wie dein Arm das Buch beiseite schiebt,  
sprichst du nur leise einmal noch die Worte:  
... und hab dich doch so sehr, so sehr geliebt ...

[3, 3<sup>2</sup>, 8, 8<sup>2</sup>, 11]

*Zu viel verlangt?*

Wir beteten. Du betetest auch dies:  
(Ich weiß nicht, ob es bis zum Himmel stieß –  
Wann pflegt er sich zu öffnen und wann schließt er?)  
Wir beteten, erkrankten Kindern gleich,  
die innig hoffen auf ihr Himmelreich.  
Du warst kein kranker Knabe – Du warst Priester.

Du betetest: „Weil uns mit Tisch und Bett  
kein Heim gehört auf dieser schönen Erde,  
Herrgott, mach es zuletzt ein wenig wett,  
wofür ich Dir mein Lebtag dienen werde!

Lass uns im selben Grabe einmal liegen,  
um dessen Kreuz sich wilde Rosen schmiegen  
auf stillem Friedhof, wo, das ist egal;  
nur soll man dicht uns beieinander betten,  
dass wir gemeinsam endlich Ruhe hätten,  
nach all der Trennung, all der heißen Qual!

Wenn Du's erfüllst, sei tausendmal bedankt,  
Herrgott: *ein* Grab! – ist das zu viel verlangt?“

[11]

*Am Hause, wo du wohntest*

Am Hause, wo einstmals du wohntest,  
ging ich die Straße hin.  
Auf der flachen Haustürschwelle  
saß gebückt eine Bettlerin.

Am Fenster, aus dem du mir damals  
nachschauest, als fort ich ging,  
noch immer das gläserne Bildchen  
hinter den Scheiben hing.

Ich stand an der Straßenecke  
und schaute lange zurück:  
nach dem braunen, behäbigen Hause,  
nach dem unvorstellbaren Glück.

Gleichmütig lachte die Sonne  
über den Werktag hin,  
über den braunen Giebel,  
über die Bettlerin.

[11]

*Irgendwo auf der Erde*

Leise am löschenden Herde  
sing ich mir tröstend zu:  
Irgendwo auf der Erde  
bist auch du ...

Hast du auch längst mich verlassen,  
bringt dich kein Abend her,  
– auch über deinen Gassen  
funkelt der Große Bär.

Auch über deine Träume  
bist du nicht Herr bei Nacht.  
Dunkle Lebensbäume  
halten mir Totenwacht.

Spät, wenn ich müde werde,  
sing ich mich selbst zur Ruh:  
Irgendwo auf der Erde  
schläfst auch du ...

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>, 8, 8<sup>2</sup>, 9, 11]

### *Vergebung*

Es kommt nicht so sehr auf den Wortlaut an,  
den in steinerne Tafeln geritzten,  
noch auf das hölzerne Mal, daran  
sich Kreuzzug und Kriege erhitzten.

Kein Buchstabe deutet, was Gott gedacht,  
und ob Er Gedachtes verübelt.  
Er wollte Licht, und doch blieb es Nacht,  
die keiner zu Ende durchgrübelt.

Man wischt sich mit Andacht und Abendmahl  
zu flüchtig die Schuld von den Lippen.  
Man sollte unter dem Piedestal  
ins Fundamentlose schippen.

Es kommt nicht so sehr auf Vergebung an,  
auch wenn uns der Himmel in Bann tat,  
nur: dass man sich selbst *nicht* vergeben kann,  
was man je einem andern antat!

[11]



*Kleine Lebensgeschichte*

Da sie sich trennten war es  
ganz Krieg, ganz Bahnhof, ganz Nacht.  
Sie haben nichts Anfechtbares,  
nichts Auswegloses gedacht.

Sie hielten für unumstößlich,  
dass einer zum andern stand,  
und darum fand leichter löslich  
beim Abschied sich Hand aus Hand.

Dann ging der Krieg zu Ende  
und das Leben weiter wie stets;  
dem einen reicht's helfende Hände,  
den andern verwirrt's und verweht's.

Sie dachten oft aneinander  
bei Nacht, wo man Wortloses spürt,  
doch ihrer Wege Mäander  
hat nie sich gekreuzt noch berührt.

Sein Werk ward groß und führte  
zu Segen und reichem Gedeih'n;  
nur manchmal spät abends spürte  
er fröstelnd, wie tief er allein ...

Sie folgte wechselnder Fährte  
durch Sommer und Herbstlaub und Schnee;  
nur wenn Allerseelen sich jährte  
tat eine Erinnerung weh ...

Ob nach vieltausend Tagen  
sich Sinn und Sicht verschiebt?  
-- Doch ich vergaß zu sagen:  
sie haben sich sehr geliebt ...

[11]

*Alles*

Du hättest mir alles gegeben,  
obwohl du es Gott schon geweiht:  
Dein Werk, deine Zukunft, dein Leben,  
und sogar deine Seligkeit.

Ich hab es nicht an mich genommen,  
meine Hände waren zu schmal.  
Und ich sah eine Heimsuchung kommen,  
die alles Verschenkte uns stahl.

Du scheuchtest meine Bedenken,  
versprachst mir das Ewige Licht.  
Nur *deinen* Gott mir zu schenken,  
der mir nottat, vermochtest du nicht!

[11]

*Wenn ich an dich denke*

Wenn ich an dich denke, denke ich rötliche Nacht,  
denke: was hat das Leben aus uns beiden gemacht?

Denke: ob du wohl ähnlich Himmel und Schicksal befragst,  
oder dem Aufbegehren priesterlich weise entwuchst?

Denke an sandige Ufer, die unser Strombett geböscht,  
denke an Feuerbestattung, die alle Feuer löscht.

Denke: Asche und Urne, Frieden nach Weißglut und Rauch,  
wo ich dann nie mehr auf Erden an dich zu denken brauch ...

[11]

*Dass wir uns trennen mussten*

Dass wir uns trennen mussten, hat Gott gewollt.  
Viel Wasser ist seit dem Tage rheinab gerollt.

Viel Wolken sind nordwärts gezogen seit jenem Tag  
über die Meere, wo einstens Atlantis lag.

Atlantis ist lange versunken, wer fragt danach?  
Winde verwehte das Wort, das der Abschied sprach.

Summ ich noch heute die Lieder, die du mir sangst?  
Weißt du um meine Wünsche, – weiß ich worum du bangst?

Grämt dich noch jemals ein Unrecht, das mir geschieht?  
Grämt's mich, wohin deine Sehnsucht, wenn's dunkelt, zieht?

Lachen kann ich und frag nicht: ob du jetzt weinst?  
Gestirne erblüh'n und Jasmine für uns wie einst.

Atlantis ist lange versunken im Abendgold.  
Dass wir uns trennen mussten, hat Gott gewollt – –

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>, 3, 3<sup>2</sup>, 8<sup>2</sup>, 9, 11]

*Hinter die schwarzblauen Wälder*

Hinter die schwarzblauen Wälder  
zieht meine Sehnsucht dir nach,  
sucht dich vor fremden Türen,  
streift über Damm und Dach.

Nun dich kein Blick mehr findet,  
nun dich kein Ruf erreicht,  
fühl ich die Schatten fallen  
dunkel ins Wort ‚vielleicht‘ ...

Ach, wie viel Ungesagtes  
endlos um Antwort schreit.  
Aber die schwarzblauen Wälder  
schweigen Untröstlichkeit –

[aus dem Nachlass]

*Hörst du den Wind*

Hörst du den Wind in die Bäume  
Fall'n wie ein weidwundes Tier?  
Das sind meine kreisenden Träume,  
die suchen, suchen nach dir!

Fühlst du die Frühlingsranken  
flüstern von Avalun?  
Das sind meine Lieblingsgedanken,  
die möchten dir Liebes tun.

Ahnst du allnachts und alltäglich,  
zuckend im Atem der Zeit,  
wie meine Sehnsucht unsäglich  
Jahr um Jahr nach dir schreit?

Siehst du die Sterne versprühen  
lebloser Urnacht zu?  
So werden auch wir verglühen,  
ich hier, und wer weiß, wo du.

Schicksal und Welt kann sich färben,  
löschen wie Hoffnung und Licht.  
Glaubst du, Liebe kann sterben?  
Ich glaub es nicht!

[7, 9, 11]

*Dankbar sein*

Die Jahre schlichen, liefen und versanken.  
Mondsicheln schwankten übers Dach gehängt.  
Und immer wieder gab es Grund zu danken  
für ein paar Blumen, die der Tag geschenkt.

Auf hellen Platz schau'n meine Fensterscheiben,  
umgrünt von rankendem Asparagus.  
Und mancher Abend lässt mir Zeit zum Schreiben.  
Zum Sonntagsausflug lockt ein Autobus.

Und Briefe kommen, bunte Ansichtskarte,  
Glückwunsch und Grüße: „Wir gedenken Dein.“ –  
*Der* Brief kam nicht, auf den ich immer warte.  
Vielleicht muss ich auch dafür dankbar sein ...

[11, 12]

*Eines Tages*

Eines Tages wird am Rand der Senke,  
wo der Aufstieg aus dem Nebel taucht,  
jemand stehen, an dessen Blick ich denke,  
dessen Urlaub keinen Vorwand braucht.

Eines Tages wird uns beiden scheinen,  
als wenn alles, was dazwischen lag  
an Entbehrung und verdrängtem Weinen,  
nur ein Stündlein währte kurz vor Tag.

Alles lange Warten und Entsagen  
wird verwunden sein und so entflo'h'n,  
dass ich ganz vergessen werd zu fragen:  
„Warum kamst du nicht auf Erden schon?“

[11]



*... wie unlöslich ...*

Die Sterne, die längst versteinten,  
schielen rebellisch entbrannt –  
selbst wenn Gebete uns einten,  
durchzuckte Glut deine Hand.

Die Kinder auf unseren Knien  
waren nur Wunsch und Wahn –  
das Wunder, um das wir schrien,  
hat Gott für uns nicht getan.

Jetzt lernen wir beide begreifen,  
im schwarzen Verlies jeder Nacht,  
wie schwer Überwindungen reifen,  
wie leicht sich Erfüllung verflacht –

Du, ruhlos, umringt von Bedrängten,  
für die du mit Liebe nicht sparst ...  
ich, fassend, – entrückt den Beschenkten –  
wie unlöslich du Priester warst!

[11]

*Aber*

Aber wo warst du als damals der Tod mich umschlich?  
Saßt du verzückt im Konzertsaal des Gürzenich?  
Hobst du dem Leben dein Glas voll Champagnerschaum?  
„... nichts kann uns trennen“, sprachst du, „nicht Zeit noch Raum.“

Aber der Wind, der Blätter und Worte verweht,  
weiß sehr viel mehr als jemals ein Mensch gesteht.  
„Ruf mich!“ sprachst du, „dann komm ich, geliebteste Frau!“  
Hab ich gerufen? Ich weiß es nicht mehr genau.

Aber das Leben ist anders, es hitzt und kühlt,  
schenkt und entreißt, verwässert und unterspült.  
„Nichts kann uns jemals mehr trennen ...“ – tief klang dein Eid.  
*Alles* hat uns getrennt, nicht bloß Raum und Zeit.

[11]

*... nie angehört ...*

Ich habe dir niemals angehört,  
du hast nur im Traum mich besessen –  
das hat mich mein ganzes Leben lang  
gehindert, dich zu vergessen.

Ich habe mir selber nie angehört:  
wer war ich? wer bin ich und wessen?  
Das möge nach Sonnenuntergang  
mir helfen, dich zu vergessen!

[11]

*Der Kupferring*

Im flammenden Kriegsgewitter  
weit vorne dein Bataillon –  
ein scharfer Granatensplitter  
dein Samariterlohn.

Du ließt aus dem Kupfer runden  
einen Armreif, mir zum Geschenk,  
als Dank für unsterbliche Stunden,  
als Band um mein Handgelenk:

„Kein anderer soll je Dich besitzen –  
gesegnet sei das Schrapnell!“  
Du ließt in den Kupferring ritzen  
die Inschrift ‚D G m L‘.

[11]

*Der ‚Schwarze See‘*

Kein Lichtblick, kein Sommerfächeln  
streicht über das Wasser hin;  
Waldkiefern, ohne zu lächeln,  
spiegeln sich reglos darin.

Ein kupferner Reif liegt am Grunde,  
verrostend im Seerosengrab,  
den ich in entscheidender Stunde  
der Tiefe in Obhut gab.

Verzeih mir – ich tat’s einem andern  
zu Liebe. Verzeih mir, ich tat’s,  
um endlich dir ganz zu entwandern  
aus dem Kreuzgang des Zölibats ...

[11]

*Du bist der Baum*

Du bist der Baum, an den ich dennoch glaube –  
Gott, meinten wir, hat gnädig uns bewacht.  
Ich weiß von dir nicht mehr, als was die Taube  
vom Ararat als Ölbaumblatt gebracht.

Wozu noch Baum und immer wieder Glauben?  
O hätte damals unser Gott, anstatt  
die Arche aus der schwarzen Flut zu klauben,  
sie tief versenkt am Fuß des Ararat!

[11]

*Die Sterne sind noch dieselben*

Die Sterne sind noch die gleichen  
wie damals als du und ich ...  
In graugrünen Augenteichen  
wiegte ihr Jawort sich.

Die Bäume sind noch dieselben  
wie damals, als du mit mir ...  
Im Laub, dem oktobergelben,  
spielt jetzt der Wind, nicht wir.

Die Nächte, die wir ersehnten,  
erstehen, vergehen im Kreis –  
Nur dass ich von dir seit Jahrzehnten  
nichts weiß ...

[11]

*Ich schrieb dir nicht*

Ich schrieb dir nicht. Ich hätte dir geschrieben  
von einem Juni, glitzernd um den Glint.  
Die Sterne stürzten – ob sie Sterne blieben,  
die sommernächtlich so von Sinnen sind?

Ich hätte dir von einem jungen Blinden,  
von einem Freund erzählt, den ich besaß.  
Man kann sehr wortkarg sein und viel verwinden –  
ein Freund, der stirbt, begehrt ein Übermaß.

Ich hätte dir von jenem Herbst gesprochen –  
wie soll man Sterben brieflos übersteh'n?  
Doch bin ich damals nicht daran zerbrochen:  
Weil es zu billig ist, entzweizugeh'n.

Ich hätte dir bekannt: „Wenn wir uns schreiben ...  
vielleicht wird's wieder ...“ Nein, der Stern entflog.  
Mög' Treibeis und mög' morsches Treibholz treiben –  
mich überwältigt weder Brief noch Sog.

Was Sterbliche und Meteore fühlen:  
Die einen fallen und ein anderer ficht  
so gut er kann für seine Thermopylen –  
so gut er kann –. Und darum schrieb ich nicht.

[9, 11, 12 I]



*Später Brief*

Vor vielen Jahren hast du mir geschrieben.  
In dunkle Lade schloss ich deinen Brief.  
So ist bis heute unbedankt geblieben,  
was dort an Frage und an Bitte schlief.

Ich konnte nichts auf deinen Ruf erwidern –  
was dazu fehlte, war nicht Zeit allein.  
... In unsrem Garten will es wieder fliedern,  
ein neuer Sommer sündhaft zärtlich sein ...

Ich frag nicht mehr, ob dort noch Veilchen wuchern,  
bei wessen Schritt die kleine Brücke knarrt ...  
Wer, wie einst wir, den silbernen Versuchern  
der Nächte süchtig in die Augen starrt.

– Dein Brief vergilbte. Jahre sind Verwinder –  
ich brauchte sie. Das Leben war so tief.  
... Vielleicht bringt einmal eines meiner Kinder  
dir unvermutet diesen Antwortbrief.

[11]

*Dreißig Jahre*

Dreißig Jahre sind eine zu lange Zeit,  
um ein Versprechen zu halten.  
Die Welt war zu bunt und der Weg war zu weit,  
und der Abend grub zu viele Falten.

Dreißig Jahre sind keine zu lange Zeit,  
um ein Wiederseh'n zu erhoffen.  
Dort kündet dein Haus durch die Dunkelheit,  
dass die Caritas allen offen.

Dreißig Jahre sind eine sehr lange Zeit,  
doch jetzt versank, was uns bannte:  
das Weltmeer der Trennung, das heimliche Leid,  
wenn man je deinen Namen mir nannte ...

Ich steh vor der Haustür, zu bitten bereit  
und weiß, was Verzeihung bedeutet ...  
Dreißig Jahre sind eine zu lange Zeit –  
ich habe nicht angeläutet.

[11]

*Weil du Priester warst*

1 Damals

Das war damals: zu kurz jede Sommernacht,  
so verheißend die Sternbilder lohten –  
Wer hätte je zum Erlöschen gebracht  
was ihm zu träumen verboten ...

Dir dünkte dein Leben nicht lebenswert,  
dem nur Schmerz und Kasteiung bevorstand,  
weil Einer mit zornigem Cherubschwert,  
dir alles verweigernd, am Tor stand.

Du warst stark, du warst kühn, du warst jung und blond,  
du presstest die Lippen ins Kissen:  
„Ich wollte, ich läge im Feuer der Front  
von einer Granate zerrissen!“

Du warst stark, du warst jung, du warst sehnsuchtsvoll,  
doch dein Lebenstraum fiel in Scherben.  
Dir graute vor dem geforderten Soll,  
der verödeten Zukunft zu hohem Zoll –  
Weil du Priester warst, wolltest du *sterben* ...

## 2 Dachau

Mit weißen Augen starrte die Nacht  
auf das Stachelverhau der Baracken,  
den ergrauten Häftling elfhundertacht  
mit dem kraftlos gebeugten Nacken.

Vom Hunger gehöhlt, auf schlammigem Lehm,  
an Leib und Seele zerschunden,  
doch begierig zu helfen noch Dem und Dem,  
durch die Nächte der tausend Stunden.

Die Sterne stellten sich blind und taub  
beim Schrei aus den Folterhöfen,  
beim süßlichen Gashauch, dem Aschenstaub  
aus den glimmenden Todesöfen.

In der waffenlosen, enterbten Armee  
was blieb dir, dem Nächsten zu geben  
aus dem Sträflingskittel, dem Sträflingsweh?  
Nur ein leises, sehr leises „... absolvo te ...“  
Weil du Priester warst, wolltest du *leben*.

[11]

*Was war es?*

Wo wanderst du, der bittend zu mir sprach:  
„Bleib du mir Heimat für mein ganzes Leben!“?  
— — Seit unser Hochmut in die Knie brach,  
dem Sog der Sommernacht anheimgegeben,  
verblasste mählich Stimme und Kontur  
im Nachkriegsseegegang, der so viel zerstreute.  
Kein Blick, kein Schritt fand je des andern Spur —  
er mied sie wohl ... er meidet sie bis heute.

Wer wurdest du, einst heißgeliebter Mann,  
der, wenn ich an ihm zweifelte, mir grollte?  
Wer wartet deiner? Wem gehörst du an,  
der immer mir zu eigen bleiben wollte?  
Wem beugst du willig Stirne und Tonsur?  
Wem hältst du, was du damals *mir* versprochen?  
War's Langmut? Lauheit? oder Larvung nur,  
dass weder du noch ich daran zerbrochen?

[11]

*Vergiss auch du*

Was du mir sangst ist echolos verhallt.  
Ich denke, dass wir dafür danken müssten.  
Mein Lebensglück umrauscht der Wienerwald,  
der gar nicht weiß, dass wir uns jemals küssten.

Auch ich kann es vergessen, Gott sei Dank!  
und meide alles, was an dich gemahnte –  
Dein Lied verklang, dein Bild, dein Blick versank,  
aufstieg ein Tag, der nichts mehr von dir ahnte.

Was meinem Leben Sinn und Segen lieh  
kam nicht von dir. Vergiss auch du und frage  
nicht mehr nach mir –, ach bitte, frage nie:  
„... ob sie wohl kommt am Allerseelestage ...?“

[11]

*Beschlüsse*

Wie an Einen, der längst begraben liegt,  
will ich denken, um dich zu vergessen:  
an ein Kreuz, von ergrauendem Efeu umschmiegt,  
wo alles, was heiß war, versinkt und versiegt  
unter Marmor und schwarzen Zypressen.

Nicht mehr dein zu denken, damit der Schmerz  
nicht wach wird und gegenwärtig –  
nicht der knospende Mai, nicht der Waldweg im März ...  
beschloss heute früh mein geflüchtetes Herz –  
nur bring ich es nachts nicht fertig.

[11]

*Wir würden*

Wir haben nichts miteinander geteilt  
seit jenen Bahnsteigminuten,  
nicht was Schmerz gebar, noch was Schmerz geheilt,  
nicht der Weltkriege letztes Verbluten,

nicht Heimkehr und Hoffnung und Kinderglück,  
das über die Weltkriege reichte,  
kein helles Vorwärts, kein hartes Zurück,  
das die Wangen und Haare bleichte.

Wir wurden nicht miteinander alt  
unter Sternfall und Bombenwürfen,  
wir haben die Nächte von Buchenwald  
und Dachau nicht teilen dürfen,

nicht das Müdewerden von Wahn zu Wahn,  
vom Aufglüh'n ins Niederbrennen –  
Wir würden gewiss in der Straßenbahn  
uns gar nicht mehr wiedererkennen.

[11]



*... nicht die deinen ...*

Die arm vor den Türen der Reichen steh'n,  
meine Kinder sind nicht die deinen. –  
Ich habe dich einmal weinen geseh'n ...  
Männer sollten nicht weinen –

Du warst damals dreißig Jahre alt,  
du gingst, um nicht wiederzukehren – –  
Meine Kinder suchen im Wiener Wald  
nach Pilzen und Preiselbeeren.

Meine Kinder, die hungrig schlafen geh'n,  
machen mich nächtelang weinen.  
Du aber ... wozu denn? um was? um wen? ...  
Meine Kinder sind nicht die deinen.

[11]

*Erste Frage*

Ich habe hier niemals nach dir gefragt  
bei Lebenszeit.  
Was hätten die Leute auch ausgesagt –  
Du warst so weit.

Jahrzehnte zerstäubten, ich wusste nichts  
aus deinem Jahr,  
noch was deines alternden Angesichts  
Beglückung war.

Doch drüben über dem letzten Lift,  
wo nicht mehr gilt,  
was dieser Erde Verbote betrifft,  
und niemand schilt –

Dort glaube ich Einen, der lässt mich ein  
und weiß von mir.  
Dort wird meine erste Frage sein  
nach dir – nach dir!

[11]

*In deiner Sterbestunde*

„Sei bei mir, wenn ich einst sterben werd“,  
erflehtest du, schmerzgebrochen.  
Mag sein, ich versprach dir, was du begehrt –  
Wir haben so viel uns versprochen.

„Nach aller Entbehrung und allem Verzicht  
bleib du mein eigen im Grunde!“  
– Mag sein, ich gab englischen Sprachunterricht  
in deiner Sterbestunde.

Ich glaube, es war in der Nachkriegszeit  
und wir gingen betteln um Eier.  
Schon stellte man Kelch und Patene bereit  
für deine Abschiedsfeier.

Sie jagten uns fort von Bauernzaun  
beim Gackern der Hennen und Glucken.  
Du durftest gewisslich voll Gottvertrau'n  
die begnadende Hostie schlucken.

Mag sein, meine Kinder haben geflennt,  
und ich konnte es Gott nicht verzeihen.  
Du sagtest Ihm Dank für sein Sakrament,  
wie einst in den Priesterweihen.

Begierig nach Ölung und Absolution  
verklang deine letzte Beichte,  
als ich zum Trost meinem kleinen Sohn  
seinen Teddy ins Bettchen reichte.

Mag sein, uns war endlich ein Herbergslicht  
aus dem Flüchtlingsdunkel erglommen.  
Deine Stunde schlug, doch du riefst mich nicht  
– und ich wäre auch nicht gekommen.

Mag sein, ich habe Legenden erzählt  
von Krimhild und Gudrun und Esther,  
als dein letztes Lächeln sich hochgequält  
in den Blick deiner Krankenschwester.

„Versprich, dass du treu bleibst und mein gedenkst!  
Nur du steh mir bei, wenn ich scheide ...“  
Mag sein, du begrubst diese Wünsche längst,  
getreu deinem Eide.

[11]

*Seitdem ich weiß*

Seitdem ich weiß, dass du niemals mehr wiederkehrst ...  
Noch auf dem Bahnsteig beschworst du die Prophezeiung:  
„Glaub mir, wir finden uns wieder, wenn auch vorerst  
uns Trennung bevorsteht, Alleingang durch Sturm und Kasteiung!

Glaub mir!“ Ich glaubte: „Gott wird barmherzig sein,  
wird nach dem Darben uns wieder Beseligung gönnen“.  
Seitdem ich weiß, dass du tot bist, hab ich den Stein  
vor dem Grab des Gekreuzigten nicht mehr beseitigen können.

[11]

*Kann Liebe sterben?*

Kann Liebe sterben? Sie tat es von je:  
kann blassen, verbluten, entschwinden.  
Begräbnisse tun Hinterbliebenen weh,  
und der Leerlauf, sich abzufinden.

Verwelkender Grabschmuck im Herbstwindweh'n  
sind der Toten letzte Verseher.  
Doch einmal kann Liebe auch aufersteh'n  
und das – tut noch weher ...

[11]

*Nicht daran rühren*

Nicht daran rühren, wie damals die Abende glühten  
untergangstrunken hinauf bis ins Sternenweiß!  
All deine Worte beschworen urewige Mythen –  
bis auch die Lippen für Worte zu machtlos und heiß.

Nicht daran denken, was deine Träume erschufen:  
Wohnhaus am Stadtrand, Heimkehr zum Lampenschein ...  
breitest die Arme nach mir ... aus dem Garten rufen  
unsere Buben ..., sechs Buben sollten es sein!

Nicht davon reden! Zu wem auch! Die Worte fänden  
nirgendmehr Wurzel. – – – Warm liegt die Sommerluft,  
fernhergeweht, auf meinen gealterten Händen,  
warm, wie im Efeu auf deiner Priestergruft.

[11]

*Nirgendwo auf der Erde*

Wenn ich auch müde werde  
findet mein Blick nicht Ruh:  
Nirgendwo auf der Erde  
bist mehr du!

Lebten im Weltgetümmel  
wir von einander entfernt,  
hat doch der gleiche Himmel  
sich für uns beide besternt.

Trennten uns Satzung und Grenze,  
drüber kein Weg geführt,  
hat doch derselben Lenze  
Atem uns zärtlich berührt.

Tauschten wir widerrechtlich  
weder Grüße noch Brief,  
war doch der Sehnsucht nächtlich  
nie das Wasser zu tief.

Unter dem Wolkengetümmel  
wussten wir Tag und Nacht,  
dass uns derselbe Himmel  
großzügig überdacht – –

Wandernder Wolkenherde  
schau ich jetzt ziellos zu:  
Nirgendwo auf der Erde  
wanderst du –

[11]





Iris von Gottberg

## Nachwort

### *Gertrud von den Brincken – Ein biographischer Abriss*

Gertrud von den Brincken wurde am 18. April 1892 in Brinck-Pedwahlen/Kurland im zaristischen Russland geboren. Als Tochter des Baron Maximilian von den Brincken und seiner Ehefrau Louise geb. Baronesse von Bistram entstammt sie einer alteingesessenen deutsch-baltischen, protestantisch-lutherischen, akademisch und musisch gebildeten Gutsbesitzerfamilie aus Kurland, die in Brinck-Pedwahlen ihr Familiengut besaß. Dort und auf dem väterlichen Gut Neuwacken verbrachte Gertrud von den Brincken die ersten zehn Lebensjahre.

Eine Duellverletzung des Vaters und sein früher Tod 1904 zwangen die Mutter zu einem Umzug in die nahe Kreishauptstadt Mitau, wo die Familie zurückgezogen in bescheideneren Verhältnissen lebte und wo Gertrud und ihre zwei Jahre ältere, lebenslang kränkliche Schwester Margarethe, um der verordneten Russifizierung zu entgehen, eine deutsche Privatschule besuchten.

Schon als Kind begann Gertrud von den Brincken nach dem Vorbild des Vaters ihre Gedanken und Erfahrungen aufzuschreiben und in Gedichte zu fassen. Im Alter von 19 Jahren (1911) veröffentlichte sie ihren ersten Gedichtband *Wer nicht das Dunkel kennt*, mit dem sie den Grundstein für ihre Karriere als Lyrikerin und Schriftstellerin legte. Schreiben war ihr zeitlebens innerstes Anliegen, auch unter widrigsten persönlichen und politischen Umständen.

Nach dem Ersten Weltkrieg arbeitete sie in der neu entstandenen Republik Lettland als Krankenschwester und später als Englischlehrerin, um so für sich, ihre Mutter, ihre verwitwete Schwester und deren Tochter den Lebensunterhalt zu verdienen. Bis in ihr Todesjahr hinein galt ihre große Sorge der Familie im seit 1940 der Sowjetunion einverleibten Baltikum, die sie – noch zuletzt bis 1982 ihre Nichte – unter großen Opfern monatlich finanziell und mit Sachspenden unterstützte.

1925 heiratete Gertrud von den Brincken den aus Österreich stammenden Ordinarius für Philosophie an der Dorpater Universität Prof. Dr. Walther Schmied-Kowarzik (1885–1958) und wirkte dort mit ihm

zusammen an der Herausgabe des Estländisch-Deutschen Kalenders, bis 1927 ein Ruf ihres Mannes an die Pädagogische Akademie in Frankfurt a. M. einen Umzug nach Deutschland erforderte. Weit entfernt von ihrer kurländischen Familie drängte sich Gertrud von den Brincken das Thema des Trennungsschmerzes von ihrer geliebten Heimat auf, das sich wie ein roter Faden durch viele ihrer Werke zieht.

In Frankfurt wurde 1929 der älteste Sohn Wieland geboren – Prof. Dr. Wieland Schmied, Kunsthistoriker und Schriftsteller, bis 1995 Professor für Kunstgeschichte und Rektor der Akademie der Bildenden Künste München, danach bis 2004 Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste zu München.

Nach der Schließung der Pädagogischen Akademie 1933 zog die Familie über Gießen im Mai 1934 nach Friedberg, wo die Tochter Ilse-Roswith in Bad Nauheim zur Welt kam – sie lebt heute als verheiratete Ilse-Roswith Sack in Regensburg.

In Friedberg wurde Walther Schmied-Kowarzik zunächst eine Dozentenstelle an der Lehrerbildungsanstalt angeboten, die ihm aber bereits in der Probezeit nach einer Sigmund-Freud-Vorlesung 1934 vom nationalsozialistischen Kultusministerium wieder entzogen wurde. In dieser Not legte Walther Schmied-Kowarzik – zum Teil bei seinen ehemaligen Universitätskollegen – Lehramtsprüfungen in Geschichte und Geographie ab und erhielt danach eine Anstellung als Studienassessor am Friedberger Aufbaugymnasium.

1939 wurde das dritte Kind, Wolfdietrich, geboren – Prof. Dr. Wolfdietrich Schmied-Kowarzik, bis 2007 Professor für Philosophie und Pädagogik an der Universität Kassel. Ein halbes Jahr nach seiner Geburt zog die Familie nach Mödling bei Wien, der Heimatstadt von Walther Schmied-Kowarzik.

Die Jahre der Umbrüche und großer Bedrängnis wurden für Gertrud von den Brincken zugleich Erfolgsjahre als Schriftstellerin. Ihre Lyrikbände und Romane erlebten mehrere Auflagen; für den Roman *Niemand* gab es sogar ein Angebot zur Verfilmung.

Aus Mödling musste Gertrud von den Brincken mit ihren Kindern 1944/45 vor der einmarschierenden sowjetischen Armee in die Oberpfalz/Bayern fliehen, wo sie Unterschlupf in Schloss Unterbruck bei der Cousine Lia Baronesse von Bistram fand. Fünf entbehrungsreiche Flüchtlingsjahre folgten, zumal Walther Schmied-Kowarzik von den Amerikanern ein Jahr lang in Moosburg interniert worden war. Wieder halfen Gertrud von den Brincken Aufträge als Englischlehrerin, den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder zu bestreiten. Auch hatte sie

ein englisches Lehrbuch ausgearbeitet *2222 English Words* für den Unterricht an Schulen in der amerikanischen Besatzungszone.

Mit der Übersiedlung 1950 von Unterbruck nach Regensburg begann sich allmählich das Alltagsleben zu normalisieren, das bedeutete für Gertrud von den Brincken verstärkte Hinwendung zu ihrem eigentlichen Anliegen, dem literarischen Schreiben. Persönlich überschattet wurde ihr Schicksal vom plötzlichen Tod ihres Mannes bei einem Besuch in Mödling 1958. 1970 starb ihre Schwester und 1982 ihre Nichte in Tukums/Lettland, Menschen, die ihr sehr viel bedeuteten.

In ihren letzten Jahren erlebte Gertrud von den Brincken nochmals eine ausgeprägte Schaffensperiode, 1981 erschien ihr letzter großer baltischer Roman *Nächte*. Trotz großer Ehrungen – u. a. des Preises des Ostdeutschen Kulturrates (1975), der Albertus-Magnus-Medaille der Stadt Regensburg (1977), der Ehrengabe des Andreas-Gryphius-Preises der Künstlergilde (1979) und des Bundesverdienstkreuzes (1982) – konnte sie jedoch nicht mehr an den vorhergehenden Erfolg anknüpfen.

Geschwächt durch die Gebrechen des hohen Alters, starb Gertrud von den Brincken am 17. November 1982 im 91. Lebensjahr in ihrer Regensburger Wohnung und wurde auf dem Mödlinger Friedhof neben ihrem Mann beigesetzt.

1992 fanden Gedenkveranstaltungen statt mit Würdigungen und Lesungen zum 100. Geburtsjahr und zum 10-jährigen Todestag in Regensburg sowie auf dem Carl-Schirren-Tag in Lüneburg.

1996 wurde vor dem ehemaligen Gutshaus Brinck-Pedwahlen, heute Brink-Pedvale, in Lettland ein Gedenkstein des Bildhauers Ojars Feldbergs enthüllt anlässlich einer vom Goetheinstitut Riga veranstalteten Tagung „Begegnung der Literaturen: Lettland – Deutschland“.

1999 fand auf Schloss Durbe bei Tukums in Lettland eine Ausstellungseröffnung statt „Die Dichterin Gertrud von den Brincken und Tukums“ von Frau Inta Dišlere, die durch den Botschaftssekretär der Bundesrepublik Deutschland eröffnet wurde und die von Lesungen ihrer Gedichte und Ausschnitten aus dem Roman *Nächte* sowohl in Deutsch als auch in lettischer Übersetzung begleitet wurden. Diese Ausstellung wurde auch auf dem Schirren-Tag 2002 in Lüneburg und während des Baltischen Kulturtages 2003 auf Schloss Döttingen in Baden-Württemberg gezeigt.

### *Zur vierbändigen Gesamtauswahl der Lyrik*

Die Veröffentlichung ihres ersten Gedichtbandes *Wer nicht das Dunkel kennt* vor hundert Jahren in Riga machte die damals 19-jährige Gertrud von den Brincken schlagartig in ihrer baltischen Heimat bekannt und legte den Grundstein für ihre weitere Karriere als Lyrikerin und Schriftstellerin.

Ihre fünfzehn Gedichtsammlungen und vierzehn Romane, Novellen und Schauspiele sind inzwischen vergriffen und vergessen, die frühesten von ihnen sind in keiner deutschsprachigen Bibliothek mehr aufzufinden, ein Umstand, der von vielen Kennern und Liebhabern ihrer Werke bedauert wird.

Daher nehmen wir das hundertste Erscheinungsjahr des ersten Gedichtbandes sowie den bevorstehenden hundertzwanzigsten Geburtstag von Gertrud von den Brincken am 18. April 2012 zum Anlass, mit einer vierbändigen Gesamtauswahl ihrer Lyrik aus sieben Jahrzehnten an ihre Dichtung zu erinnern.

Der erste Band dieser Auswahl *Halt beschützend über mir die Hand – Frühe Gedichte (1911–1927)* sammelt Gedichte aus den ersten fünf Lyrikbänden, die zwischen 1911 bis 1927 in ihrer baltischen Heimat entstanden sind und ihren Ruhm als Dichterin begründeten. Mit aufgenommen wurden in diesen Band auch die Sammlung *Dass wir uns trennen mussten*, die Gertrud von den Brincken selber noch aus teils veröffentlichten, teils unveröffentlichten Liebesgedichten aus den frühen 20er Jahren und einigen späteren Ergänzungen 1975 herausgegeben hat, die allesamt inspiriert sind von der nie versiegenden Liebe zu dem katholischen Feldpriester Hans Carls aus dem Rheinland während des Ersten Weltkriegs.

Der zweite Band *Durch die Lande geht ein großes Raunen – Balladen und lyrische Zyklen (1917–1927)* zeichnet Gertrud von den Brincken als eine der großen Autorinnen dramatischer Lyrik des frühen 20. Jahrhunderts aus, die in der Form der Balladendichtung bald in Vergessenheit geriet. In der zweiten Hälfte der 20er Jahre formte sie ihre erzählende Lyrik zu Liederzyklen weiter, deren bedeutendstes Beispiel *Judas Ischarioth* sie 1974 zu ihren Lebzeiten nochmals herausbrachte. Beigefügt wurden diesem Band zwei Sonettenkränze aus den frühen 40er Jahren, die ihr Bekenntnis zur untergegangenen Heimat bezeugen und ihr ethisches Vermächtnis aussprechen.

Die gesammelten Gedichte des dritten Bandes *Doch auch ein Wort kann viel sein – Gedichte der Wanderschaft (1928–1961)* thematisieren ihr wechselvolles Schicksal in Zeiten großer politischer Umbrüche, die Gertrud von den Brincken mit ihrem Ehemann und den gemeinsamen Kindern auf vielen Wanderstationen durchlebte: Frankfurt a. M., Friedberg in Hessen, Mödling bei Wien, Flucht nach Schloss Unterbruck in Bayern und schließlich ab 1950 Regensburg, wo sie ihre letzte Bleibe fand. Neben den drei Gedichtbänden, die zwischen 1942 und 1954 erschienen sind, wurde hier auch die Gedichtsammlung *Gezeiten* aus dem Nachlass von Gertrud von den Brincken aufgenommen, die, bereits in den 30er Jahren entstanden, damals aufgrund ihres kritischen Untertons jedoch keinen Verleger fand.

Auch der vierte Band *Was ich noch sagen wollte – Späte Gedichte und zweistimmige Lyrik (1961–1982)* bringt neben einer Auswahl aus dem letzten, umfangreichen Band *Wellenbrecher* von 1977 mit zweistimmiger – gereimter und ungereimter – Lyrik Gedichte aus der Nachlasssammlung *Ausklang*, die Gertrud von den Brincken in ihren letzten beiden Lebensjahrzehnten geschrieben hat. Hier – in den Jahren nach dem Tod ihres Ehemannes – überwiegt in der Stille ihrer Zurückgezogenheit die für sie typische Gedankenlyrik, ihr Ringen um und mit Gott, ihr Nachsinnen über den Menschen und seine Verantwortung gegenüber den Mitmenschen.

In der vorliegenden Gesamtauswahl der Lyrik von Gertrud von den Brincken sind ungefähr zwei Drittel aller in den fünfzehn Lyriksammlungen veröffentlichten Gedichte und Balladen gesammelt. Eine alphabetische Gesamtliste aller ihrer Gedichte wird dem vierten Band beigelegt, darin wird auch vermerkt, in welchen der fünfzehn Bände die Gedichte und Balladen erstmals erschienen und in welchen Auflagen sie wieder aufgenommen worden sind. Als Siglen dient hierzu eine Nummerierung der Lyrikbände von 1 bis 15, wie sie in der Bibliographie aufgeführt sind, wobei die zusätzlich hochgestellten Zahlen auf die entsprechenden Auflagen verweisen. Diese Kennzeichnung ist auch am Ende jedes Gedichtes rechts außen angemerkt. Da Gertrud von den Brincken ihre Gedichte, Lieder und Balladen nicht nur von Auflage zu Auflage immer wieder umgearbeitet, sondern oftmals auch die Zusammenstellungen der Gedichtbände in den späteren Auflagen variiert hat, dient eine solche genaue Auflistung der Möglichkeit, den Wandlungsprozess bestimmter Gedichte nachgehen zu können.

In die vorliegenden Auswahlbände wurden die Gedichte jeweils in der letztveröffentlichten Fassung aufgenommen, oftmals zusätzlich unter Einbeziehung handschriftlicher Verbesserungen von Gertrud von den Brincken aus ihren persönlichen Handexemplaren, trotzdem werden sie in den vorliegenden Auswahlbänden jeweils ihrem Ersterscheinungsjahr zugeordnet. Nur in ganz wenigen Ausnahmefällen werden aus thematischen Gründen einzelne Gedichte anderen Sammlungen eingefügt, diese Ausnahmen sind jedoch durch die Kennung leicht zu identifizieren. Da die vier Auswahlbände vornehmlich die Aufgabe haben, das lyrische Gesamtwerk von Gertrud von den Brincken in seiner ganzen Breite einer interessierten Leserschaft wieder zugänglich zu machen, wurde auf weitere historisch-kritische Anmerkungen verzichtet.

## Siglen der Gedichtbände und Bibliographie des Gesamtwerks

### GEDICHTBÄNDE

- [1] *Wer nicht das Dunkel kennt. Gedichte*, Riga (Jonck & Poliewsky) 1911, 75 S.; verändert [2. Auflage] in: *Aus Tag und Traum. Balladen und Lieder*, 2. Auflage, Riga 1927, S. 141-157.
- [2] *Lieder und Balladen*, Berlin-Steglitz (Fritz Würtz) 1917, 73 S.; 2. veränderte Auflage Berlin-Riga-Leipzig 1919, 69 S.; 3. veränderte Auflage Berlin (Georg Neuner) 1926, 76 S.
- [3] *Aus Tag und Traum. Balladen und Lieder*, Riga (Jonck & Poliewsky) 1920 [Umschlag: 1921], 191 S.; 2. veränderte Auflage mit einem Anhang: Jugendgedichte *Wer nicht das Dunkel kennt*, Riga 1927, 157 S.
- [4] *Schritte... Neue Lieder und Balladen*, Berlin und Leipzig (Georg Neuner) 1924, 122 S.; 2. veränderte Auflage, Berlin und Leipzig 1927, 133 S.
- [5] *Das Heimwehbuch. Blätter vom Baltischen Baum*, Berlin und Leipzig (Georg Neuner) 1926, 73 S.; 2. und 3. unveränderte Auflage, Berlin und Leipzig 1929.
- [6] *Unterwegs. Gedichte*, Stuttgart (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung) 1942, 95 S.
- [7] *Stimme im Dunkel*, München (Neubau Verlag) 1949, 63 S.
- [8] *Heimwehbuch*, Bovenden bei Göttingen (Baltischer Verlag) 1950, 49 S.; 2. veränderte Auflage, Bovenden bei Göttingen 1954, [ohne Seitenzahlen] 61 S.
- [9] *Abschied. Eine Auswahl aus Lyrik und Prosa*, Hannover (H. v. Hirschheydt) 1961, 237 S. [Lyrik: S. 17-111].
- [10] *Judas Ischarioth. Ein lyrischer Zyklus*, Darmstadt (J. G. Bläscke) 1974, 19 S.
- [11] *Daß wir uns trennen mußten ...*, Darmstadt (J. G. Bläscke) 1975, 79 S.
- [12] *Wellenbrecher – Zweistimmige Lyrik*, Darmstadt (J.G. Bläscke) 1976, 203 S.



- [13] *Gezeiten*  
 [14] *Ausklang*  
 [15] *Ungereimtes*  
 [13] – [15] erschienen in: *Gezeiten und Ausklang*. Gedichte aus dem Nachlaß, hg. von Winno von Löwenstern, Köln (Mare Balticum) 1992, 223 S.

#### ROMANE UND PROSABÜCHER

- März. Roman*, Wien (Zinnen-Verlag) 1937, 277 S.  
*Herbst auf Herrenhöfen. Roman*, [Vorabdruck Velhagen & Klasings Monatshefte 1939], Bielefeld und Leipzig (Velhagen & Klasings) 1939; 2. Auflage 1940; 3. Auflage 1941, 296 S.  
*Unsterbliche Wälder. Roman*, Stuttgart (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung) 1941; 2. Auflage 1942, 286 S.  
*Niemand. Roman*, Stuttgart (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung) 1943; 2. und 3. Auflage 1944, 636 S.  
*Helmut sucht einen Freund* [Jugendbuch]. Mit 20 Zeichnungen von Lilo Kleeberg, Lüneburg (Heliand Verlag) 1949, 176 S.  
*Land unter. Erlebnisse aus zwei Weltkriegen, Bolschewikenzeit und Nachkriegsjahren*, Darmstadt (J.G. Bläschke) [1976], 294 S.  
*Nächte. Roman*, Kassel (Georg Wenderoth) 1981, 320 S.

#### NOVELLEN UND ERZÄHLUNGEN

- Der Kanzelstein*, [Vorabdruck in Velhagen & Klasings Monatshefte 57. Jg. 2. Bd. 1942/43], Bielefeld und Leipzig (Velhagen & Klasings) 1943  
*Aina. Erzählung*, Honnef [Vertrieb: Harro von Hirschheydt, Hannover] 1958, 91 S.  
*Abschied. Eine Auswahl* [aus Lyrik und Prosa], Hannover (Harro von Hirschheydt) 1961, 237 S.  
*Ismael. Fünf Fragmente*. Mit sechs farbigen Radierungen von Erich Brauer, [= Nürnberger Liebhaberausgaben], Nürnberg (Glock & Lutz) 1971, 73 S.  
*Eine Handvoll Alltäglichkeiten. Erzählungen*, St. Michael/Österreich (J. G. Bläschke) 1980, 141 S.

#### SCHAUSPIELE

*Die Sintflut steigt. Ein Spiel in 13 Bildern*, Darmstadt (J. G. Bläschke) 1977, 75 S. [Bühnenlesung, Hagen 1951].

*Wasser der Wüste. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen*, Darmstadt (J. G. Bläschke) 1977, 71 S. [Hörspielsendung *Der Kinderring*, RIAS-Berlin 1959]

Unzählige Einzelveröffentlichungen von Gedichten und Kurzgeschichten in Zeitschriften, Monatsheften, Anthologien und Sammelbänden.

Übersetzungen von Gedichten ins Schwedische, Russische, Hebräische.

Zahlreiche Vertonungen von Gedichten und Liedern.

Ein umfangreicher Nachlass – Romane und Erzählungen – harrt noch der Auswertung und Veröffentlichung.

## Hinweise auf Sekundärliteratur

- Otto von Petersen: „Gertrud von den Brincken“, in: *Baltische Monatshefte* (1933), S. 563-573
- Heinz Kindermann: „Die Balten“, in: *Rufe über Grenzen*, Berlin 1938, S. 96
- Karl Kurt Klein: „Die Baltendeutschen“, in: *Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland*, Leipzig 1939, Nachdr. 1979
- Josef Nadler: „Gertrud von den Brincken“, in: *Literaturgeschichte des deutschen Volkes*, Bd. IV, Regensburg 1941
- Erik Thomson: „Jubiläen baltischer Schriftsteller 1972“, in: *Jahrbuch des baltischen Deutschtums* 19, 1972, S. 32
- Gero von Wilpert: „Gertrud von den Brincken“, in: *Deutsches Dichterlexikon*, 2. Aufl., Stuttgart 1976, S. 93
- Doro Radke: „Die baltische Dichterin Gertrud von den Brincken“, in: Heinz Radke und Hans-Ulrich Engel (Hg.): *Geschichtsbewußtsein – groß geschrieben. Ein gesamtdeutsches Programm*, München 1984, S. 137 ff.
- Andrea Stoll: „Gertrud von den Brincken“, in: Walter Killy (Hg.): *Literaturlexikon*, Bd. II, München 1989, S. 214 ff.
- May Redlichs: „Gertrud von den Brincken“, in: *Lexikon deutsch-baltischer Literatur*, Köln 1989, S. 60 f.
- Michael Garleff: „Verlorene Welt und geistiges Erbe. Geschichtsdeutung deutschbaltischer Schriftsteller. Siefried von Vegesack und Gertrud von den Brincken“, in: Carola L. Gottzmann (Hg.): *Unerkannt und (un)bekannt. Deutsche Literatur in Mittel- und Osteuropa*, Tübingen 1991, S. 299-322
- Winn von Löwenstern: „Vorwort des Herausgebers“, in: Gertrud von den Brincken: *Gezeiten und Ausklang. Gedichte aus dem Nachlaß*, Köln 1992, S. 7-15
- Louis Ferdinand Helbig: „Die deutschbaltische Literatur im 20. Jahrhundert und ihre Rolle im lettisch-deutschen Dialog“, in: *Journal of Baltic Studies*, 29 (1998)
- Wilhelm Bortenschlager: *Deutsche Literaturgeschichte*, Bd. 2 „Von 1945–1983“, 5. erw. Aufl., Wien 1998, S. 517-521
- Carola L. Gottzmann: „Die ewige Suche nach dem Ratschluß Gottes. Analyse einiger Werke Gertrud von den Brinckens“, in: Petra

- Hörner (Hg.): *Vergessene Literatur – Ungenannte Themen deutscher Schriftstellerinnen*, Frankfurt a.M. 2001, S. 87-114
- Gero von Wilpert: *Deutschbaltische Literaturgeschichte*, München 2005, Seite 216-217 und S. 265-266
- Caroline von Gottberg: *Gertrud von den Brincken. Nächte und Niemand*, Magisterarbeit, Institut für Germanistik der Universität Leipzig 2006, 93 S.

## INHALTSVERZEICHNIS

### **Wer nicht das Dunkel kennt**

Jugendgedichte (1911, 1927<sup>2</sup>)

- 11 Ob man das kann?
- 12 Meine Heimat ist in stillen Wäldern
- 13 Wunsch
- 14 So sind wir
- 15 Meine Welt
- 16 Weggenossen
- 17 Die Sage von Dödmanns Ören
- 18 Wenn du nur manchmal an mich denken willst
- 19 Talitha Kumi
- 21 Ich möchte nicht im Frühling sterben müssen
- 22 Blütenreiche Höhen gibt es
- 23 Ein Ziel muss sein

### **Lieder und Balladen**

(1917, 1919<sup>2</sup>, 1926<sup>3</sup>)

- 27 So war's zu Hause
- 28 Künstler
- 29 Wenn wir so wären
- 30 Er war ein Dichter
- 32 Tantaliden
- 33 Bitte
- 34 Wer sagt es mir
- 35 Kein Brief von dir
- 36 Dass nichts sich halten lässt
- 37 Kleinstadt
- 38 Einst
- 39 Nach Jahren
- 40 Nach eines Kindes Tode
- 42 Zwei Menschen
- 43 Ein Tod
- 44 Trost
- 45 Halt beschützend über mir die Hand

## **Aus Tag und Traum**

Balladen und Lieder (1920, 1927<sup>2</sup>)

- 49 Es schlugen Fluten zusammen
- 50 Landweh
- 51 Ich wollte
- 52 Kleines Feuer
- 53 Die wir hier unter reisen
- 54 In seinen Händen
- 56 Lächeln können
- 57 Seitdem du niemals mehr nach Hause kehrst
- 58 Das ist's vielleicht
- 59 Die Straße liegt fern
- 60 Irgendwo
- 61 Nur manchmal noch
- 62 Tat twam asi

GEDENKEN AN EINEN FREUND

- 63 Freund
- 64 Vermissen
- 65 Seitdem du gegangen
- 66 Meinem Freunde zu eigen – Lieder an Axel von Schwabs 1-10

## **Schritte ...**

Neue Lieder und Balladen (1924, 1927<sup>2</sup>)

- 77 Schritte

LIEDER DER ARMUT

- 78 Einem Toten
- 79 Sonne
- 80 Im Armenstift
- 82 Weihnachtsabend
- 83 Ich will vor Gott nicht klagen
- 84 Lieder an ein totes Kind 1-10

#### LIEDER DER STILLE

- 91 Zwiegespräch
- 92 Briefe, die niemals kommen
- 93 Lichtlein
- 94 Abende
- 95 Glaube
- 96 Lieder einer Kranken 1-5

#### **Das Heimwehbuch**

Blätter vom Baltischen Baum (1926, 1929<sup>2/3</sup>)

#### GELIEBTE ERDE

- 103 Neuwacken - Aus dem Zuge
- 104 Einsamer Gutshof - Grösen
- 105 Aus der Schwalbenschau
- 106 Mitau - Stadt meiner Kindheit
- 108 Gut in Kurland
- 109 Aus jeder Kindheit
- 110 Riga - Ferne Stadt
- 111 Dorpat
- 112 Helle Nacht
- 114 Daheim
- 115 Trennung
- 116 Winter
- 117 Nirgend
- 118 Wo die Straße biegt

#### WIR BLEIBE

- 120 Abzug der Deutschen aus Kurland (2. 1. 1919)
- 121 Herrentod (1919)
- 122 Der Pastor
- 123 Morituri te salutant
- 124 Hans Baron Manteuffel
- 126 Wir bleiben!
- 128 Emigranten

- 130 Kameraden
- 132 Kleiner Erbe
- 133 Kriegserinnerung

### **Dass wir uns trennen mussten**

(überwiegend aus den 20er Jahren, 1975)

- 137 Ein verdunkeltes Haus
- 138 ... und dann ...
- 139 Deine Geige
- 140 Zwei Heimatländer
- 141 Ansichtskarte
- 142 So wird es sein I-II
- 144 Abschied zu Allerseelen
- 145 Dein Glaube
- 146 Gräm dich nicht
- 147 Erwachen
- 148 Wissen möchte ich
- 149 In Versuchung
- 150 Briefe
- 151 Was ward aus dir?
- 152 Du bist krank gewesen
- 153 Du batest
- 154 Verzichten
- 155 Vielleicht wird's einmal sein
- 156 Zu viel verlangt?
- 157 Am Hause, wo du wohntest
- 158 Irgendwo auf der Erde
- 159 Vergebung
- 160 Kleine Lebensgeschichte
- 161 Alles
- 162 Wenn ich an dich denke
- 163 Dass wir uns trennen mussten
- 164 Hinter die schwarzblauen Wälder
- 165 Hörst du den Wind
- 166 Dankbar sein
- 167 Eines Tages
- 168 ...wie unlöslich...



169	Aber
170	...nie angehört...
171	Der Kupferring
172	Der „Schwarze See“
173	Du bist der Baum
174	Die Sterne sind noch dieselben
175	Ich schrieb dir nicht
176	Später Brief
177	Dreißig Jahre
178	Weil du Priester warst...I Damals Weil du Priester warst...II Dachau
180	Was war es?
181	Vergiss auch du
182	Beschlüsse
183	Wir würden...
184	...nicht die deinen
185	Erste Frage
186	In deiner Sterbestunde
188	Seitdem ich weiß
189	Kann Liebe Sterben?
190	Nicht daran rühren
191	Nirgendwo auf der Erde
193	<b>Nachwort</b> von Iris von Gottberg Gertrud von den Brincken – Ein biographischer Abriss
196	Zur vierbändigen Gesamtauswahl der Lyrik
199	<b>Siglen der Lyrikbände</b> Bibliographie des Gesamtwerks
202	Hinweise auf Sekundärliteratur
204	<b>Inhaltsverzeichnis</b>



*Gertrud von den Brincken*

Gesamtauswahl der Lyrik  
aus sieben Jahrzehnten  
in vier Bänden

herausgegeben von  
Iris von Gottberg

I: Halt beschützend über mir die Hand  
Frühe Gedichte (1911–1927)

II: Durch die Lande geht ein großes Raunen  
Balladen und lyrische Zyklen (1917–1942)

III: Doch auch ein Wort kann viel sein  
Gedichte der Wanderschaft (1927–1961)

IV: Was ich noch sagen wollte  
Späte Gedichte und Zweistimmige Lyrik (1961–1982)

---

V E R L A G  
WINFRIED JENIOR